

JACOB ISRAEL DE HAAN

JERUSALEM

SKIZZEN

VOM

TAG

1924

L, Sänger Verlag, Frankfurt am Main.

DER PILGER VOR JERUSALEM.

Durch tiefe Täler ging der Weg;
Nun endlich führt er mich zur Höhe.
Und keuchend hol' ich Atem
Und saug' die Luft mit offnen Lippen ein.
Der Wind küßt mich, mich küßt der Sonnenstrahl.
Da ich die Fahrt ins Leben unternehme.

Dort unten blüht der Osten,
Die Stadt, Jerusalem, wie weißer Blumenhauch;
Wo immer ich auch schweifte. wo ich weilte
Zu Dir, Stadt meines Landes, kehrt meine Seele
flehend stets zurück.

(Aus J. I. de Haan „Het joodsche Lied“)



PROF. JACOB ISRAEL DE HAAN

Inhalt

Hamame heiratet

Der geheimnisvolle Brunnen

Mein Freund Said Effendi

Sabbat in Jerusalem

Die Stadt Jirmejahu's

Mohammed hat Sorgen

Yatack-il-Charamijeh

Inhalt

Wir fasten

Mein Besuch bei König Feisul

a) Den Rosenschluchten entlang

b) Viele Gäste

c) Der König von Bagdad

25

HAMAME HEIRATET.

Hamame, zu deutsch: Täubchen, ist eines der jemenitischen Dienstmädchen im Knabenwaisenhaus. Und sie möchte sich nun verheiraten. Es wird wahrhaftig höchste Zeit, denn schon ist sie über zwanzig Jahre. Aber sie ist nicht glücklich in der Liebe, denn sie ist schon zum zweitenmal verlobt. Mit einem Witwer. Die erste Verlobung ließ Hamame zurückgehen. Das kostete acht Pfund, wie es im Verlobungsvertrag ausdrücklich vereinbart war. Keine Kleinigkeit für ein jemenitisches Dienstmädchen in einem Knabenwaisenhaus. Nun glaubt Hamame (Täubchen ist die Übersetzung), sich wieder geirrt zu haben. Der zweite Verlobte paßt ihr nämlich auch nicht so recht. Aber soll sie die Verlobung wieder rückgängig machen? Das würde sie wieder acht Pfund kosten und außerdem wird man sie noch auslachen. Also, es bleibt beim alten; Hamame wird den Witwer heiraten.

Und nun die Schwierigkeiten, die alle auf dem Weg der Liebe hinwegzuräumen sind! Man braucht Geld für einen schwarzen Anzug und einen neuen Fez. Desgleichen für ein Brautkleid und einen weißen, silberdurchwirkten Schleier. Auch für neue Schuhe und neue Taschentücher. Lange Besprechungen mit Hamames Mutter, die unter uns gesagt, eine Hexe ist, sind daher vonnöten. Wird Hamames Vater, Herr Moses Aszirie, zum großen Tag aus Ägypten herüberkommen? Daß er damals der Hexe fortließ, können wir gut begreifen. Hamame kennt ihn noch gar nicht. Wie, wird er kommen? Und vor allem: wird er einen Beitrag zur Deckung der Kosten dieses unvergeßlichen Tages schicken? — Und soll die kleine jemenitische Köchin eingeladen werden? Zwischen Hamame und Reine, der Köchin, haben sich ganz fürchterliche Dinge abgespielt. Keiner hat natürlich angefangen.

Hamame hat Reine schwer beleidigt. Sie hat gesagt: „Du bist eine Diebin, Reine. Und Deine Schwester, die in Rischon le Zijon wohnt und für die englischen Soldaten in Ludd wäscht, Deine Schwester ist ein schlechtes Frauenzimmer.“ Wen wundert's, daß Reine da zu Gegenmaßregeln gegriffen hat? Sie ist in die jemenitische Synagoge gegangen. Hat die Heilige Lade geöffnet. Und hat Hamame nebst Witwer sowie die beiden Familien bis ins dritte und vierte Geschlecht fürchterlich verflucht. Nun ist es also zweifelhaft,

ob sie eingeladen werden soll.

Wir aber haben eine wunderschöne, auf Seidenpapier mit Goldschrift geschriebene Einladung bekommen. Ein Baumzweig, auf dem Vöglein sitzen, ist darauf gemalt. Auch die Namensbuchstaben des Witwers und des Täubchens: S und H. Dazwischen schwungvoll der Spruch: „Die Stimme des Glücks, die Stimme der Freude. Stimme von Bräutigam und Braut.“ Darunter ein Davidschild mit „Zijon“ inmitten. Dann die Einladung: „Die Mutter des Bräutigams, Frau Hamame Josef Said und der Vater der Braut, R. Moses Aszirie nebst Gemahlin machen sich die Ehre Ew. Hochwohlgeboren, zur Hochzeit ihrer Kinder Salomo und Hamame einzuladen. Alle Diejenigen, die uns die Ehre ihres Kommens geben werden, werden wir wieder ehren. Einsegnung, so Gott will, Freitag am 15. Kislev 5681, um zwei Uhr europäische Zeit, präzis, im Hause des Vaters der Braut, im Stadtviertel „Hütte des Friedens“.“ Kein Wunder, wir gehen hin!

II.

Am Donnerstag nachmittag fangen die Festlichkeiten für die Frauen an. Wir gehen in die Wohnung des Vaters der Braut. Mustern die Gäste. Reine ist nicht eingeladen worden. Die Hexe hat es nicht zugegeben. R. MoseS Aszirie ist, wie man uns sagt, nicht hergekommen. Er hat auch kein Geld geschickt. Aber einen schönen Glückwunschbrief. Mit dem müssen wir uns also begnügen.

Die ganze Wohnung ist vollgestopft mit jemenitischen Frauen und Kindern. Manche sind europäisch gekleidet. Die meisten aber buntfarbig. Was für ein Gegacker! Sie haben wundervoll gearbeiteten Goldschmuck angelegt. Denn die Jemeniten sind tüchtige Goldschmiede. Und nun sitzen sie alle so zusammengepercht, daß wir fast gar nicht mehr hineinkommen können. Man gibt uns natürlich einen Ehrenplatz neben Hamame. Der Bräutigam ist nicht hier. Das paßt sich nicht. Hamame sitzt im weißen Kleide, mit silberdurchwirktem Schleier wie eine Puppe da. Sie darf nicht reden und muß mit den Augen sittsam zu Boden blicken. Das ist etwas schwierig, doch wir hoffen, daß sie sich bald nach der Hochzeit wieder erholen wird. Puppenhaft sitzen neben Hamame die Brautmädchen. Jedes mit einer großen weißen Kerze in der Hand. Die Frauen rauchen Zigaretten oder die türkische Wasserpfeife. Es wird gesungen und in die Hände geklatscht; dazu eine

erhebende Musik mit Pauken und Blechpfannen. Und die Aufwertung. Eine königliche Aufwartung. Man bringt eine große Waschschiessel herein, mit gesalzenen Erbsen, Nüssen und Mandeln gefüllt. Eine kleinere Schüssel mit Granatapfelschnitten. Jeder bekommt ein Taschentuch voll. Und dann mal lustig angefangen. Gott sei Dank, daß das alles Hamame nichts kostet. Denn jeder Gast bezahlt. Alles ist hier momentan so teuer. Selbst Hochzeiten. Mindestens zwei Schilling müssen gezahlt werden. Ich habe ein Pfund spendiert. Aber man hat dafür auch Respekt vor mir. Man lädt mich zum Mittagessen ein: Brot, Fleisch und Hilme, ein jemenitisches Gericht von Pfeffer mit Pfeffer.

Es ist ein schönes Fest. Hamames Mutter strahlt.

Ans dem Zimmer hat man alle Möbel alle Möbel entfernt, nur das große Bett ist stehen geblieben. Darin schlafen alle Kinderchen zusammen. Sobald eines aufwacht - es sind neun drin - dann geht die betreffende jemenitische Mutter ans Bett und gibt dem Kleinen zu trinken. Da ist auch eine hübsche junge jemenitische Mutter, der ein hübscher kleiner Junge zugehört. Ich lobe: „Aber was für ein reizendes Kindchen das ist.“ Aber da sieht sie mich entsetzt und entrüstet an. Was für eine Dummheit, ein Kind so zu loben. Ob ich will, daß das Böse Ohr es hören soll! Und die jemenitische Mutter schüttelt das Kind hin und her. Und jammert: „Ein fürchterliches Kind ist das. Schlecht und häßlich. Gott hat mich gestraft. Aber Was kann ich machen! Ich arme Frau.“ Dem Bösen Ohr ist damit genug Reverenz erwiesen. Sie nimmt das Kind, legt es wieder hübsch zu Bett und zieht die Decke nochmal fein zurecht.

III.

Nachdem es dunkel geworden, ziehen wir weiter, gehen in ein anderes Häuschen, auch in dem Stadtviertel „Hütte des Friedens“. Hier feiern die Männer das Fest. Auch hier ist es natürlich übervoll. Schrecklich heiß, Musik. Und Psalmensänger mit lauter Stimme Und eigentümlichen Handgeklatsch. Man wartet auf: Nüsse, Mandeln, Granatäpfel. Eine ordentliche Flasche ist aufgestellt. Herber, leichtgegorener Wein. Dann noch ein teuflisches Getränk, das sie selbst gebraut haben. Aus Rosinen und ähnlichem.

Es wird auch getanzt. Aber nicht Männer und Frauen gemeinsam. Das würde sich nicht schicken. Wohl gucken die Frauen mal ab und zu durch die

Türpalte. Doch schon das ist neumodisch. Hier tanzt ein langer, schwarzer Mann. Dort ein hagerer, tiefschwarzer Jüngling. Er sieht dem Teufel ähnlich. Vielleicht ist es wirklich selbst der Teufel. Doch es paßt sich nicht, danach zu fragen. Einer tanzt mit ihm, doch fassen sie sich nicht an; ein schlanker, dunkler etwa fünfzehnjähriger Jemenitenjunge, den sie Josef nennen. Er ist Schuhmacher. Aber zugleich auch der feschesten Gemeindetänzer. Musik und Handgeklatsch beginnen. Beide fangen vorsichtig, andächtig an. Sie schauen sich gegenseitig auf die Füße. Beobachten die Bewegungen. Langsam, im Anfang ohne viel Bewegung. Dann wird die Musik lebhafter, die Hände der Zuschauer schlagen schneller. Schnellere Schritte beider. Musik, Musik, Musik. Laut und rasch klatschen die Hände. Der Knabe. Der Mann. Atemlos. Aus, aus, aus.

So werden ganze Erzählungen durch Jemeniten getanzt. Von abends bis morgens tanzen sie. — Sobald der junge Josef erst wieder zu Atem gekommen, gibt man ihm natürlich einen Bakschich. Und ich frage ihn, welchen Gedanken er mit diesem Tanz zum Ausdruck bringen wollte. „Herr“, antwortet Josef: „das ist ein Tanz auf die Wiederherstellung des Heiligen Tempels“. Doch ich muß sagen, daß ich mir die Wiederherstellung des Heiligen Tempels ganz anders vorgestellt habe.

IV.

Und am Freitag nachmittag um zwei Uhr haben sich Hamame und der Witwer bekommen. Männer und Frauen sind diesesmal zusammen. Und all den Kleinkinderkram hat man uns hübsch von den Füßen weggeschafft und ins große Bett gesteckt. Drin sitzen sie in Reih und Glied. Wieder die wilde Musik. Ein Jemenitenjunge schlägt die Trommel. Zwei Trommeln auf einmal. Eine große, dumpf und tief tönende. Und eine kleine, die hell und laut gröhlt. Sie bekommen sich also unter großem Spektakel. Und in heiliger Innigkeit trägt man die sieben Segenssprüche vor. Zwei alte Männer tanzen vor dem Brautpaar die vorgesriebenen heiligen Tänze. Seltsame Bewegungen der kraitlos scheinenden Körper. Aber ganz so, wie es sich gehört. Der Tanz vor dem Brautpaar ist ein heiliger Tanz, mit dem nur die Ältesten und Vornehmsten betraut werden. Der kleine hübnche Josef sieht zu. Ja, er tanzt doch ein

bißchen anders.

Und in großem Aufzuge geleiten wir Hamame und den nun getrösteten Witwer in die ehelichen Gefilde. Auch diese Wohnung ist in „Hütte des Friedens“. Dann die weißgekleideten Brautmädchen, mit weißen Kerzen; die Flämmchen flattern im Wind. Das Brautpaar. Die Gäste. Nach Rang und Stand. Erst der alte Rabbi, der die sieben Segenssprüche auf dem Gewissen hat. In purpurnem Kaftan, mit weißgewebtem Schultertuch. Schwüle, bewegliche Luft. Wind. Noch immer kein Regen. Aber die Feuchtigkeit spürt man schon in der Luft. Wir gehen langsam und gemessen, ganz wie die Musik uns gehen heißt. Alle Bewohner aus der „Hütte des Friedens“ kommen auf die Straße gelaufen. Ein keiner Übergang und wir stehen vor einem ganz kleinen Häuschen. Wir gehen hinein. Ich schaudre. Morgen beginnt wieder das Sklavenleben. Hamame ist verheiratet.

DER GEHEIMNISVOLLE BRUNNEN.

Hier hat man das Wasser so gerne und nötig. Das Wasser, das lebenspendende. Und wo das Wasser hinkommt, da sprießen bei Frühlingsbeginn rote und gelbe Blumen hervor. Ein Brunnen... Ein Brunnen. Wie der Lichtschein um die Lampe, so schmiegen geheimnisvolle Erzählungen sich hier um Brunnen. Heute mittag geschah's. Ein warmer Mittag. In einem kleinen Häuschen draußen in einer Vorortgegend Jerusalems. Ich träumte so vor mich hin. Ich möchte in die Gegend des Jaffators. Das Sonnige, das bunte Gewimmel. Das ist das echte Jerusalem.

Wir sind gerade bei Tisch, da treten die beiden Rabbiner Epstein und Bernstein, die zu den gelehrtesten aschkenasischen Rabbinen gehören, mit einem bekannten Sefardi Nissim Nahum ein. Was ist wohl los? Wären die zwei aschkenasischen Rabbonim allein gekommen, könnte es sich vielleicht um politische Fragen handeln, Oder um ein Waisenmädchen, dem Aussteuer mitgegeben werden soll. Dazu beitragen ist ja heilige Pflicht, wie wir allmorgendlich in den Gebeten sagen. Aber die Rabbinen mit einem Sefardi!

II.

Nun, es handelt sich weder um Politik, noch um ein Waisenmädchen. Es geht um den Brunnen von Jehiskia, worüber es in II. Chronik XXXII: 30 heißt: „Derselbe Jehiskia verstopfte die obere Mündung der Wasser des Gichon, und leitete sie hinunter nach Westen, in die Stadt Davids“. Wie Raschi zur Stelle bemerkt, ist dies natürlich nicht der in Genesis II: 13 vorkommende Fluß Gichon.

Sechs Dinge, sagt der Talmud, knüpfen sich an König Jehiskia. Drei Dinge tat er mit Zustimmung der Gelehrten seiner Zeit. Und drei gegen ihren Willen. Zu den letzten drei gehört auch das Verstopfen dieses Gichon-Teiches.

Überspringen wir nun Jahrhunderte bis zum sechzehnten, siebzehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Über Palästina und Syrien herrscht der Araber Abu Siffin, das heißt: Vater des Schwerts. Einst lief dieser durch die Straßen Jerusalems, da hörte er das Rauschen eines tief verborgenen Wassers. Er befahl, diesem Wasser nachzugehen und es freizulegen. Da erzählte man ihm, daß in Jerusalem ein großer Gelehrter, R. Chaim Vital, lebe, der die Gabe besaß, durch Aussprechen des göttlichen Namens (auf eine bestimmte

Art) Wunder zu verrichten. Man sagt auch, Moses habe den Egypter auf diese Art getötet, worüber Exodus II, Vers 14 berichtet wird. Nun befahl Abu Siffin, der Vater des Schwertes, R. Chaim Vital, den Brunnen auf diese geheimnisvolle Art zu öffnen. Doch der wollte nicht Und er fürchtete sich vor dem Vater des Schwertes und ging auf geheimnisvolle Weise nach Damaskus. In Damaskus erschien ihm im Traume sein dahingeganger Lehrer R. Isaak Luria Aschkenasie, auch Ari der Heilige genannt, dessen Name später der Wilnaer Gaon nie ohne Beben aussprechen konnte. „Warum hast Du Dich geweigert, den geheimnisvollen Brunnen zu öffnen? Du weißt doch, daß Jehiskia den Brunnen ohne Zustimmung der Weisen seiner Zeit verschloß. Chaim Vital, in Dir ist König Jehiskia wieder auf Erden gekommen. Und in Abu Siffin ist, wie der Name schon sagt, Sanherib wiedererstanden. Auch Sanherib bedeutet Vater des Schwertes. Nun war die Zeit da, den Brunnen wieder zu öffnen und so die Erlösung für Israel herbeizuführen“. R. Chaim Vital antwortete: „So laß mich nach Jerusalem zurückeilen und den Brunnen wieder freilegen.“ „Nein“, sprach der Heilige: „der rechte Augenblick ist nun verpaßt.“ In der kabbalistischen Literatur spielt das Versäumen des rechten Augenblicks eine gewaltige Rolle. Das Versäumen des rechten Augenblicks durch Zögern, Unwissenheit oder Zweifel.

So blieb der Brunnen weiter geschlossen. Mein sefardischer Besucher Nissim Nahum hat die Erzählung von Chaim Vital im Buche Sefer Schem Hagedolim gelesen. Das ist ein Buch des Chaim Josef David Asulai, der in den Zeiten Napoleons Rabbiner in Livorno war. Er hat die Geschichte in Jerusalem auch nach Überlieferung erzählen hören. Auch in einem viel älteren Buche „Get Pachut“ wird darüber berichtet (1740).

Die Kabbalisten glauben, daß durch die Wiederöffnung dieses Brunnens Israels Erlösung beginnen wird. Diese Meinung findet sich zum Beispiel auch in dem Buche Ben Jehojadah des R. Josef Chaim, der vor zehn Jahren zu Bagdad starb.

III.

Nissim Nahum weiß, wo der geheimnisvolle Brunnen zu finden ist. In der alten Stadt. Nicht weit vom Tempelplatz. Heute steht dort das türkische Bad Haman el Schefah: das heißt: das Bad der Genesung. NOch ein anderer Brunnen

soll in der Nähe davon sein. Dreißig Meter tief erst sei das Wasser zu finden.

Ein Araber, mit dem Nahum darüber sprach, erzählte, daß er mal in einem außergewöhnlich heißen Sommer, als der Brunnen ausgetrocknet war, hinunterstieg. Da kam er in einen Irrgarten von Gängen und Gewölben. Vor dem Krieg unternahm Nahum Schritte, um den Brunnen untersuchen zu lassen. Jeder Schritt fängt natürlich mit Bakschisch an. Aber als es zu Grabungen kommen sollte, wollten die Bewohner der Umgebung es nicht zulassen. Sie hatten Angst. Geheimnisvolle Geschichten mochten um den Brunnen schweben. Das war vor dem Kriege. Jetzt, nach Krieg hat Nahum sich wieder von neuem bemüht. Er glaubt, mit den Kabbalisten, daß das Öffnen des Brunnens Israel zum Heile gereichen wird.

Als Herbert Samuel zu Anfang des Jahres hier war, wandte sich Nissim Nahum wegen dieses Brunnens an ihn. Die Angelegenheit wurde dem Gouverneur von Jerusalem, dem General Storrs, zur weiteren Bearbeitung übergeben. Aber man hat bisher nichts weiter getan. Nun will man diesen Plan von neuem aufnehmen. Inzwischen hat sich ja Vieles ereignet. Die Unruhen. San Remo. Die Bedeutung San Remos kannte wir noch nicht. Doch nun sehen wir's. Selbst die größten Zweifler hören auf zu zweifeln. Sir Herbert Samuel, der erste jüdische Landvogt. Schon beginnen Legenden sich um ihn zu weben. Die Familie Samuel stammt aus Polen. Warum soll er nicht auch von Saul Wahl abstammen, der vor ungefähr drei Jahrhunderten einen Tag König von Polen war? Und daß Saul Wahl von König David abstammte, nun, daran kann man wohl zweifeln, aber warum soll man zweifeln? So ist also Herbert Samuel ein Blutsverwandter des Königs David und des Königs Jehiskia, Du sagst: lange her, Aber was bedeutet schließlich die Zeit gegenüber einer Ewigkeit von Blut und Worten? König Jehiskia hätte den Brunnen nicht verstopfen sollen. R. Chaim Vital seine spätere Inkarnation, hat den rechten Augenblick versäumt. So laßt uns nun dessen Nachfahren, Sir Herbert Samuel, überzeugen, daß für ihn nun der rechte Augenblick gekommen ist. Ob ich mich damit befassen wolle! Also, Ihr seht, es handelt sich weder um Politik: noch um die Aussteuer eines Waisenmädchen.

IV.

Und als die drei Besucher von mir fortgehen, sehe ich wieder, daß wir das Volk des Buches sind. Wir müssen es bleiben, auch wenn wir wieder ein Volk mit Land geworden sind. Nissim Nahum, obgleich kein Rabbiner, geht als erster hinaus, weil er zwei heilige Bücher mit sichh trägt. Rabbi Epstein ist zwar älter, aber doch nicht angesehener als Rabbi Bernstein. Wer soll zuerst hinausgehen? Das sind hier große Fragen. Ganze Gemeinden sind sich feindlich gesinnt, weil ein Rabbiner den anderen nicht genügend geehrt hat. Schließlich soll Rabbi Epstein zuerst hinausgehen. Aber Rabbi Bernstein brachte doch ein heilig Buch mit? Nun gut, so mag Rabbi Epstein dieses Buch bis vor die Türe tragen. Weiter würde es sich nicht schicken. Du lachst über all diese Ehrerbietung und Förmlichkeit? Ich auch. Aber indem ich lächle, bedenke ich, daß in allen diesen Dingen doch etwas Liebes und Freundliches steckt.

Man hat hier das Wasser so gerne und nötig. Ein Brunnen ist uns etwas Wohltuendes und Lebenspendendes. Ein Wesen.

Um jeden Brunnen sammeln sich Legenden, Aber das gehört nun wohl alles einer vergangenen Zeit an. Jetzt modernisieren wir Palästina, modernisieren es ganz fürchterlich. Die Fellachen werden elektrisiert und mit Staubsaugern gereinigt. Welche Aussichten! All die wundervollen Legenden von Brunnen, Blumen und Bächen werden in Nichts zerfließen.

V.

Am Abend, in der Dämmerung, kommt mein Freund Adil Effendi zu mir. Ob er das Bad Hamam el Schefah kenne? Ja, sagt Adil Effendi, er kenne es. Aber es sei ein richtiges Arme—Leute-Badehaus. Wer uns da hineingeben sehe, werde keinen Respekt mehr von uns haben. Ob er nicht schon mal von den Legenden gehört habe? Aber seitdem Adil Effendi bei der englischen Regierung beschäftigt ist, steht er allen Geschichten skeptisch gegenüber. Mit der mohamedanischen Jugend geht es genau so wie mit der jüdischen: ein bißchen materialistisch, ein bißchen stolz und ein bißchen genußsüchtig. Da hat doch die jüdische Jugend noch mehr Idealismus: für Land und Sprache. Geheimnisvoller Brunnen. Wer ihn nur zur rechten Zeit wieder aufdeckt. Nein, sagt Adil Effendi, mein Freund, nachdenklich in die Dämmerung schauend: „An Allah glaube ich noch, aber nicht mehr all diese Geschichten. Und wissen Sie, ich glaube,

mein Bruder Subhi Effendi glaubt auch schon nicht mehr an Allah.“

Er zieht mit spitzen Lippen an seiner Zigarette und tippt die Asche mit einem Finger ab. „Guter Freund“, sagt Adil Effendi: „Ihr habt doch den alten Baum gekannt, der vor dem Hause meines Bruders Abdul Salaäm stand? Man hat immer ge- sagt: wenn einst dieser Baum birst, dann fällt mit ihm auch das Türkische Reich auseinander. Und Ihr erinnert Euch doch des großen Schneefalls? Damals hat der Baum sehr gelitten. Und Abdul Salaäm, der ein kluger Mann. ist, hat ihn fällen lassen. Achmad und Abu Jussui taten's. Denn Baum war den Automobilen der East Company ein Hindernis. Das Holz durfte Abdul Salaäm behalten, und dann gab die Gesellschaft Achmad und Abu Jussuf noch außerdem ein schönes Bakschisch. Ich frage Euch nun, hat das Türkische Reich etwas mit diesem Baum zu tun? Und die Zachjunim (Zionisten) mit einem Brunnen?“

Da muß ich seufzen; und ich befürchte, daß für meinen Freund Adil Effendi die rechte Zeit noch nicht gekommen ist.

MEIN FREUND SAID EFFENDI.

Mein Freund Said Effendi ist für arabische Fragen Berater des Gouverneurs von Hebron. Früher diente er als Offizier dem Emir Feisul, der in Amman, auf der anderen Seite des Jordan, residierte. Amman ist das alte Rabbath Ammon, die Hauptstadt der Ammoniter. Verwüstet, dann wieder neu aufgebaut, hieß es Philadelphia, war eine der Dekapolis-Städte. Ich denke doch bald einmal mit Said Effendi hinüberzufahren. Said ist augenblicklich wieder auf unserer Jordanseite. Denn seine Familienbesitzungen liegen hier, zwischen dem Dorfe Tur auf dem Ölberg und Jericho. Im schönen Hotel „Abrahams Eiche“ zu Hebron schlossen wir Freundschaft. Viele Täßchen Kaffee tranken wir dazu. Said ist ein etwas schwer- mütiger aber doch gesunder Mensch. Tüchtig in Seiner Arbeit, versteht zu schaffen.

Drüben auf der anderen Jordanseite wohnen die Tscherkessen. Als Rußland 1864 den Kaukasus eroberte, ließen sie sich dort nieder. Damals hatten sie mit den arabischen Bewohnern des Landes heftige Kämpfe zu führen. Doch nun herrscht Friede. Sie sprechen tscherkessisch. Sind Mohamedaner, aber doch schon etwas europaisiert. Ihre Frauen verhüllen sich nicht mehr. Und vor den Gästen des Mannes halten sie sich nicht vaborgen,

Said Effendi ist mit einer tscherkessischen Frau verheiratet. Drei Kinder bekam Sie, drei Knaben. Zwei starben „Min Allah“, tröstet sich Said Effendi. Der älteste, sechs Jahre alt, lebt noch. Und heißt Daoud. Deswegen nennt man Said Effendi auch Abu Daoud. Ich möchte ihn doch mal in Tur, das auf dem Ölberge liegt, besuchen. Gut, sagen wir nächsten Sonntag, wenn das Wetter gut ist. Mit einem Wagen, den Adil Effendi gemeinsam mit seinem Bruder vermietet.

II.

Das Wetter ist prachtvoll. Vom Winter kann man hier eigentlich gar nicht sprechen. Nur von der Regenzeit. Welche Abwechslung! Stürmische und regnerische Tage, wie wir sie letztens in Hebron erlebten. In kurzer Zeit hatten wir da dreiviertel des jährlichen Durchschnittsniederschlags. Wenn dann der Spätregen so gegen März, April nochmals einsetzt, bekommen wir ein fruchtbare Jahr. Dann werden auch die Preise vielleicht fallen. Aber mit

diesen Regentagen wechseln prachtvolle Winterlenztage ab. Der Himmel herrlich wie im Sommer. Das Blau noch voller. Ein küssender, sanfter Wind. Und der Sonnenschein. Ein Winter voller Sonne. Und heute, welch ein maßlos schöner Morgen.

Adil schickt den Wagen Numero 18. Den solltet Ihr später auch einmal nehmen. Sein Halteplatz ist am Jaffator und zwei kräftige arabische Pferde sind vorgespannt. Der Kutscher ist einmal in Mekka gewesen. Eigentlich sollte er drum rund um den Fez, den wir hier Tarbusch nennen, ein grünes Tuch tragen. Aber er tragt es nicht. Später, wenn er älter geworden, wird er's tun. Heute würde es sich nicht schicken. Selbst der respektlose Adil nennt ihn, weil er in Mekka war, Hady. Und Machmud, der Stalljunge, ist voller Ehrfurcht. Natürlich hat Machmud auch vor dem europäischen Chawadjah Respekt. „Machmud!, ein guter Wagen, wie?“ „Maälum“, sagt Machmud: „ich glaube nicht, daß in ganz Kuds ein besserer zu finden ist“.

Wir fahren. Durch die Vororte. Über Chaussee zum Ölberge hinauf. Überall wird geackert. Auf jedem bebauten Fleckchen Erde werden Wintersaaten ausgesät. O, diese herrlichen, lieblichen Tage. Und der Atem des braunen, aufgebrochenen Bodens. Oben auf dem Hügel liegt der Friedhof der englischen Gefallenen. Das Haus des Groß-Mufti. Die Aussicht auf Jerusalem. Innerhalb der Stadtmauern die Alte Stadt. Von der Ostseite her noch gut geschützt. Und die Vorstädte weit hinausgebaut. Dann sieht man garnichts mehr. Weit, weit hinten sieht man Hügel. Aber weder Häuser, noch Städte oder Dörfer. Fast so, wie es rund um Amsterdam aussieht, das auch eine schöne Stadt ist.

III.

Dem englischen Hauptquartier entlang. O.E.T.A. nennen wir's hier. Das arabische Dorf Tur. Said Effendi. Herzlicher Empfang. Es ist eine moderne Mohamedanerfamilie. Drum werde ich auch seiner Schwester vorgestellt. Sie trägt die Tracht vornehmer arabischer Dorffrauen. Und ein kostbares, mit Pelz belegtes Brusttuch. Auch das tscherkessische Mütterchen. Klein, blond. Sie ist in Hoffnung. Said erzählte es mir bereits. Ach, möchte es diesesmal doch nur ein Mädchen sein. Und möchte es vor allem doch leben! Aber was kann man schließlich tun. Alles ist Min Allah.

Auch der kleine Daoud. Ein hübscher arabisch-tscherkessischer Bengel. Die helle Gesichtsfarbe von der Mutter Und vom Vater die dunklen Augen. Er spricht mit der Mutter tscherkessisch. Mit dem Vater und der übrigen Familie arabisch. Er hat die beiden Sprachen so schnell gelernt wie andere Kinder eine. O, auch vor dem fremden Chawadjah fürchtet er nich nicht. Warum auch, wo doch der Chawadjah Kuchen und Süßigkeiten mitgebracht hat. Am Fenster mit der wundervollen Aussicht auf Jerusalem steht ein Tisch. Und nun gibt es Kaffee, Kuchen und Süßigkeiten. Warum soll sich Daoud auch vor dem fremden Chawadjah fürchten? Er lacht, und hinter purpurroten Lippchen lügen weiße Zähnchen vor. Seine Stimme ist Musik. Und blumenhaft die Sprache. Will Daoud noch ein Stückchen Kuchen?

Hier im Dorfe trägt er ein arabisches Kleidchen und einen kleinen Fez. Wenn er aber nach Jerusalem geht, das da unten liegt und eigentlich El Kuds heißt, dann zieht er einen grauen europäischen Anzug an und eine braune Mütze.

IV.

Und doch: zwar hat Said Effendi mich herzlich aufgenommen. Ich habe das Haus gesehen. Die Aussicht auf die nahe Stadt genossen, Doch ich merke, Said Effendi läuft bedrückt herum. Ihn so direkt darüber zu befragen, paßt sich natürlich nicht. Aber es wäre nicht unschicklich, wenn ich ihm Gelegenheit gäbe, es mir zu erzählen. Ich unterhalte mich daher sehr vorsichtig. Und er antwortet: Ja, es ist wirklich eine traurige Sache. Man hat den jüngsten Bruder seiner Mutter bei einer Zänkerei drüben auf der anderen Jordanseite totgeschossen. Im Reiche des Emir Feisul. Als Said aus Hebron zurückkam, hörte er es. Gestern begrub man den Toten. Heute wird in einem der umliegenden Dörfer Familienrat gehalten über das, was nun zu tun sei. Denn man kann doch einen solchen Mord nicht ungerächt lassen. Said läuft dumpfbrütend herum. Nicht etwa, weil ihm der Onkel so lieb war. Nein, weil der ganzen Familie mit diesem Mord eine umgeheure Beleidigung angetan wurde. So etwas darf nicht ungerächt bleiben. Aber andererseits ist der Familie die ganze Sache sehr unangenehm. Vor allem, weil die Familie des Mörders eine sehr mächtige Familie ist.

Wiederholt fragt er mich: „Soll ich ihm in aller Freundschaft vergeben,

wenn er vor unserem Familienrat erscheint? Soll ich nicht Rache nehmen?“ Er reitet fort. In düstrer Wut. Auf wen ist er wütend? Auf den Onkel oder auf den Mörder?

V.

Sein jüngster Bruder, der Chalil heißt, will mit mir zum großen Aussichtsturm in der Nähe der russischen Kirche gehen. Rings um Jerusalem sieht man überall die großen spitzen Turme mit den vier aufgebauten Gängen. Chahill kennt sich genau aus. Über zweihundert eiserne Treppen sind zu steigen. Aber dann, eine Aussicht, unendlich an klaren Tagen. Unten das Kidrontal. Gleich daneben Jerusalem. Der Tempelberg, den die Araber Haram—El-Scherif nennen; das heißt: das große Heiligtum. Die Omarmoschee mit großer, grauer Kuppel und die Moschee Aksa. Ganz weit, außerhalb des Jaffators, die weiße Russenkirche. Und die Kuppel der abessinischen Kirche nicht weit vom Mädchenwaisenhaus. Auf der anderen Seite das Tote Meer, fünf, sechs Stunden fort. Aber es scheint nahebei zu sein. Die Straße nach Jericho. Der kleine Chalil kennt sich aus. Er versteht ein bißchen englisch. Aber selbst der kleine Chalil ist heute nicht ruhig. „Herr“, sagt Chalil, obwohl noch nicht ganz vierzehn Jahre: „Wenn Sie alles genau ge- sehen haben, wollen wir wieder hinuntergehen. Und ich will schnell zu meinem Bruder Said laufen. Dort, wo man sich wegen des ermordeten Onkels berät.“

Ach, weshalb soll ich auch den kleinen Chalil davon abhalten, dorthin zu gehen wo es nach Blut riecht! Die zweihundert Stufen gehen wir wieder hinunter. „Ich will doch hinreiten“, sagt Chalil: „die ganze Familie wird wohl versammelt sein“.

VI.

Nun geht es wieder heim. Und wir nehmen wieder den hübschen Wagen, der die Nummer 18 trägt. Said Effendi möchte seinen kleinen Jungen, während seiner voraussichtlich längeren Abwesenheit nicht zu Hause lassen. Der Junge und die Tante sollen mit mir nach Jerusalem fahren. Ich denke, daß ich den hübschen Jungen in Jerusalem fotografieren lasse, denn das wird für Said eine schöne Überraschung geben.

Ein himmlischer Tag. Ein prachtvolles Landschaftsbild. Der kleine Junge spricht unermüdlich. Vögel und Blumen. Ist es arabisch? Ist es tscherkessisch? Nein, nein, es muß arabisch sein. Denn ich verstehe

schon manches davon. Da sieht er wieder etwas Schönes. Er freut sich. Und lacht. Und fährt froh und vergnügt im kleinen Wägelchen.

Der Fotograf. Er röhmt sich selbst. Er habe lange in Deutschland gearbeitet. Nein, den Kaiser hat er niemals fotografiert. Doch er hat mal ein Negativ des Kaisers entwickelt. Er kennt deswegen sich natürlich auch in der Politik vorzüglich aus. „Sie können es mir glauben, Herr“, sagt er: „ich weiß man tut diesem Mann großes Unrecht“. Aber was das für ein unmögliches Kind ist! Ein jüdischer Junge! Nein. Tscherkessisch-arabisch. Natürlich, mein Herr, das hab ich mir doch gleich gedacht. Aber wie ernst das Kind aussieht. Ein Kind muß doch fröhlich sein, nicht wahr? Immer fröhlich.

Daoud fürchtet sich nicht. Erstaunt schaut er nur diesen merkwürdigen, vielbeschäftigte Mann an, der ihn hin und her zupft, hier und dort zurechtmacht. Der pfeift, tanzt und singt, Und der Junge Daoud will nicht lachen. Nun also, in Himmelsnamen. Morgen kann ich die Platte holen. Aber was das für ein unmögliches Kind ist.

Am nächsten Tag. Wieder Prachtwetter. Mittags durch die Jaffastrasse zum Fotograf. Unterwegs treffe ich meinen Freund, den Plakatekleber R. Leiser Schwarz. Heute klebt er mich an das Anschlagbrett Eine Vor-lesung. Mit Anmut überreicht er mir ein Plakatexemplar. So übergibt man einem ein Todesurteil.

Und der Fotograf: „Sehen Sie, die Foto— grafie ist glänzend, ja, ich kenne mein Fach. Aber, was das für ein unmögliches Kind war“.

SABBAT IN JERUSALEM.

Wenn der Sabbat in unserem Leben das Heilige ist, dann ist sicherlich Sabbat in Jerusalem das Allerheiligste.

Ich kam am Donnerstag nach Jerusalem. Und am Freitag nachmittag sind wir durch das jüdische Viertel gegangen. Damals war ich in unserer Stadt noch ein Fremder. Heute aber, da ich der vielen hier erlebten Sabbattage mich erinnere, bin ich schon gar nicht mehr fremd.

Sabbat in Jerusalem. Alle jüdischen Geschäfte schließen. Kein jüdischer Arbeiter arbeitet. Früh am Freitag Nachmittag sind die Friseurläden stoppvoll. Und die Jungen, die in den jüdischen Straßen stehen und Schuhe putzen, haben mächtig viel zu tun.

Die Bewohner der Stadt lernt man schnell an ihrer Kleidung unterscheiden. Die Sefardin tragen schwarze Mützen. Manchmal auch den Fez, wie die jemenitischen Juden, die aus Osteuropa stammenden Aschkenasim

tragen den Streimel, das sind flache runde Mützen mit Sammetrand. Sie tragen lange Kaftankleider. Bei manchen sind sie aus Seide oder aus Sammt gefertigt; gelbleuchtend, rot oder hellblau. Gar oft sind diese Sabbatkleider der einzige Reichtum jener armen, frommen Männer.

Wohl niemand weiß in EurOpa, was die jüdische Bevölkerung von Jerusalem schon alles durchgemacht hat. Tausende sind Hungers gestorben. Tausende am Typhus. Zwar sandten bei Kriegsbeginn die Amerikaner Geld, als aber Amerika dem Kriege beitrat, hörte das schnell auf. Die großen, frommen Rabbinen haben ihre Kleider und ihre geliebten Bücher oft für nur ein Stückchen Brot her geben müssen. So sind Schätze an Büchern nach Amerika und England gegangen. Nun ist die Lage eine etwas bessere. Das Unterstützungswerk liegt jetzt in den Händen der Zionisten. Ihre Arbeit ist natürlich auch nicht vollkommen. Es wäre besser gewesen, man hätte die politische Arbeit der Zionisten von der VVohltätigkeitsarbeit getrennt. Ein großer Teil der Orthodoxie will von den Zionisten nichts wissen. Und Geld, das durch ihre Hände gegangen ist, nehmen sie nicht an. So sind die Zustände hier außerordentlich kompliziert.

Doch natürlich bei einem Spaziergang durch die Stadt sieht man das nicht. Wir sehen nur, wie die frommen jüdischen Männer dem Sabbat entgegeneilen.

Die Ecken ihres Haupthaares schneiden sie nicht ab. So sind ihre Gesichter von langen Locken umrahmt, mild und zärtlich. Das sind die Leute, die die Heilige Lehre um ihrer selbst willen lernen. Nicht der Ehre wegen. Nicht des Verdienstes wegen. Diese alten schwachen Menschen sind die Träger der alten Schätze unseres Judentums. Aber was dann, wenn dieses liebe, schwache Geschlecht ausstirbt? Ich war noch nicht in den Kolonien. Man sagt, dort wachse ein kräftiges junges Geschlecht heran. Aber unsere alten Schätze nimmt es nicht mit sich. Und das ist doch schließlich die Aufgabe: ein junges, starkes Geschlecht heranzuziehen, in dem auch der jüdische Geist stark ist. Es ist rührend diese zärtlich ausschauende alten jüdischen Gelehrten zwischen den aufrechten, stolzen Beduinen aus Transjordanien herumgehen zu sehen. Aber die können weder lesen noch schreiben. Wenn wir das nur fertig bringen könnten: eine jüdische Jugend. aufrecht und stolz wie die Beduinen und so klug und gelehrt wie die Rabbinen.

II.

Die Klagemauer. Schon am ersten Freitag Mittag sind wir zur Klagemauer gegangen. Durch ein Gewirr von engen, winkeligen Straßen und Gäßchen, in denen ich mich aber heute schon auch nicht mehr fremd fühle. Einer meiner amsterdamer jüdischen Freunde (wie weit weg liegt doch Amsterdam!, wie fern sind doch die jüdischen Freunde!) fragte mich an, mit welchen Gefühlen ich zum ersten Male mich der Klingernauer genährt habe. Bester Freund, kann ich nur antworten: mit einem Gefühl der Rührung, das mit Worten nicht zu beschreiben ist. Und wenn einst Dein Tag kommen wird, wirst auch Du Worte hierfür nicht finden. Denn könnten wir diese Gefühle in Worte kleiden, wären wir keine Menschen. Wir würden gleich dem Wassertropfen zusammenfließen. Die Worte, die ich darüber niederschreibe, können daher nicht bis ins Innerste dringen.

Was ist nun eigentlich die Klagemauer? Sollten wir ohne diese Mauerruine wirklich nicht wissen, daß einst ein Tempel, Zeichen religiöser und nationaler Einheit, hier stand? Ein Tempel, den wir besaßen? Wir würden es gewiß auch ohne diese Mauer wissen. Und doch: Dies gewaltige, aufwühlende Gefühl hätten wir sicher nicht, wie jetzt, da wir unsere Hände auf die ewigen Steine

legen können und unser Mittagsgebet sprechen, das betränte Antlitz der Mauer zugekehrt. Die Klagemauer. Es gab mal eine Zeit, da fürchtete ich, all dieses Klagen und Schreien an der Mauer könne nicht echt sein. Aber heute habe ich diese Angst nicht mehr. Alle die leiden, und es gibt Derer in Jerusalem Tausende und Abertausende, sie kommen und weinen ihr schwerbeladenes Herz hier aus. Ihre Tränen sind so echt, wie das Leid des jüdischen Volkes echt ist. In den Reiseführern wird unser Leid und unsere Mauer mit einem kleinen Sternchen angezeichnet: Eine Sehenswürdigkeit. Und so gehen die Touristen, die für ihr Geld doch etwas haben wollen, gewöhnlich am Freitag Mittag, so gegen Abend zur Klagemauer, weil zu dieser Zeit viele, gar viele jüdische Klagende kommen. Ich gehe nun fast jeden Nachmittag hin. Ich habe schon mein bestimmtes Plätzchen an dieser Mauer. Ich bin kein Fremder mehr. Ich habe das unbeschreibliche Gefühl von Zu-Hause-Sein gefunden. Ich gehe schon allein hin. O, der Weg ist gar nicht so schwierig. Am Anfang schien es nur so. Links zwischen dem Bazar in der jüdischen Straße. Die Straße durch und die Treppen hinunter. Ein Platz, mit zwei prächtigen einander gegenüberliegenden Toren. Da muß man rechts abgehen. Und dann immer links. An jeder Straßenbiegung, die nun kommt, immer links. Immer Treppen hinunter. Ein wunderliches Gemisch von Gäßchen, überdachten Straßen, Ecken und Durchgänge. Und nun nur nicht durch das dunkle Tor. Nein, Du mußt den Weg hinunter, da wo des Mittags die Sonne scheint. Dann bist Du da. Und dann, mein bester Freund, dann hört jede Beschreibung auf. Dann steigt Deine Seele dahin, wo Worte nicht mehr durchdringen. Dann bist Du ganz allein.. ganz allein....

So weit schrieb ich am Freitag nachmittag, als ich Posaunentöne vom Deutschen Platz herübertönen hörte, die die jüdischen Frauen mahnen, daß es Zeit ist, die Sabbatlichter zu entzünden. Da habe auch ich zu schreiben aufgehört. Mein Freund, vielleicht kommt auch bald der Tag für Dich, da Du zur Klagemauer gehen kannst. Und so Gott will, will ich gerne Dich dorthin begleiten. Bis Du den Weg durch all die winklichen Gäßchen allein finden wirst. Und Du allein gehen kannst, wenn Dir Dein Herz schwer ist und Du Dich sehnst, Dich auszuweinen, Dich auszuschreien an dieser Mauer.

III.

Am ersten Freitag abend war ich Gast im Mädchenwaisenhaus des Herrn Zilvesmit. O, in diesem Haus ist Sabbatfeiern eine Wonne. Die Segenssprüche über Wein und Brot werden mit heiliger Andacht gesprochen. Für uns, die wir von außerhalb Palästina kommen, ist das Hebräische doch immerhin noch eine Sprache, die nicht für das tägliche Leben bestimmt scheint. Wir kennen die hebräischen Wörter aus den Gebeten. Und sie erwecken in uns ein ganz besonderes Gefühl. Gewöhnliche Wörter einer Sprache, so ganz ohne jede Weihe, sind sie uns nicht. Wie anders aber doch für diese Mädchen. Sie sprechen nur hebräisch. Die Gefühlswerte der heiligen Wörter sind bei ihnen ganz andere. Aber ich werde wohl hinter diese Gefühlswert-Unterschiede nie kommen. Denn wenn auch das Hebräische mir so eigen wäre, wie das Holländische, selbst dann glaube ich, könnte ich die zarten Empfindungen nicht in Worte kleiden. Und auch diese Mädchen würden die Gefühle, die ich mit den Worten wecken möchte, nicht aussprechen und empfinden können. Was ist das Eigentümliche des Meeres: Es verbindet und trennt die Kontinente. Was ist das Eigentümliche der Sprache: Sie bringt Menschen zusammen und trennt Menschen.

Nach dem Essen werden die lieblichen Sabbatgesänge gesungen. Dann gehen wir alle in den großen Saal. Die Mädchen spielen hebräische Spiele. Die größeren schwätzen zusammen. Gäste kommen. Jeder ist hier willkommen. Auch ein amerikanischer Major kommt, Baumlang. Nach kürzerer Unterhaltung stellt sich heraus, daß es ein gewöhnlicher medicus ist.

Und da, ich freue mich wie ein ganz Alter sich nur freuen kann, denn ich sehe dort Geschichte, die ja ewig neu ist: Ein hübscher Bengel kommt hereinspaziert. Er lernt hier in Jerusalem in der Baumschule.

Seine Eltern wohnen in einer der Kolonien. Aber er besucht die Baumschule hier in der Stadt. Er hat hier, merke ich, seine kleine Liebschaft. Und ich glaube auch, das kleine Mädchen weiß, daß er nur ihretwegen hierherkommt. So ganz alt bin ich nun doch nicht. Aber mehr als diese Kinder hier habe ich doch schon durchgemacht. Ihr kennt doch das Gedicht von Jaques Perk: „Kirchweih“? Nein, ich bin noch kein Greis: jedoch es kommt. Es kommt. Vielleicht ist das Leben diesen beiden lieben Kinde gütiger. Vielleicht aber

ist alles gar nicht wahr. Es ist ziemlich spät geworden, als wir Abschied nehmen. Dunkler Mond. Aber der freundlich Challad bringt mich mit der Laterne zum Hotel. Wie alles im Hotel leblos und fremd aussieht. Vor der Tür schläft irgendein Kellner im Lehnstuhl Alles kommt einem so kalt und fremd vor, gerade nach dem Besuch bei Familie Zilversmit. Und aufs Zimmer gekommen, drücke ich die Hand auf das pochende Herz. Und spreche zum dummen, hämmernden Herzen: „Dummes Herz Du, beruhige Dich doch nur..... Nun bist Du doch da, wohin Du Dich immer sehntest. Und wer in Jerusalem stirbt, wird auch hier begraben“.

IV.

Am Sabbatmorgen gehe ich zum Beten ins Knabenwaisenhaus des Herrn Goldsmit. Er ist auch Holländer von Geburt. Ihr Alle, die Ihr Jerusalem kennt, wißt, daß dies von mir aus ein weiter Weg ist. Vom Deutschen

Platz durch das große Tor, am Bazar vorbei, dann die Jaffastrasse durch, bis zum Kino und dann links ab. Da liegt nun wunderschön an der Straße das Waisenhaus. Im Lichte, von der Sonne bestrahlt. Gerade Das, was jüdische Kinder nötig haben, um gesund zu bleiben und kräftig zu werden. Schon frühmorgens um sieben Uhr beginnen wir mit den Gebeten. Aber wenn ich von zu Hause um halb sieben fortgehe, hat man schon lange in den beiden Synagogen auf dem Deutschen Platz begonnen. Und auch in der Synagoge, die in der Judengasse steht, dort, wo der Kohlenmann seinen Laden hat und wo die beiden Garküchen sind, hat man schon angefangen. Heute hat der Kohlenmann natürlich geschlossen, weil Sabbat ist. Und auch die Garküchen sind zu. Überhaupt alle Läden in der Judengasse sind geschlossen, In den Geflügelläden krähen die verurteilten. Hühner und Hähne. In der Spezereienstraße sind die Läden schon auf: nur mal mMünchen. Mal einatmen. Und dann weiter.

Das Waisenhaus hat eine kleine Synagoge. Viereckig, am zwei Seiten Fenster. Und ein weiß gekalkte, gewölbte Decke. Die Sonne Palästinas ist eine Gesegnete: Sie kommt überall und zu jeder Zeit hin.

Im Waisenhaus sind fünfzig Knaben untergebracht. Wenn wir deren Geburtsplätze aufführten, dann könnten wir sehen, wie das jüdische Volk zerstreut wurde. — Aber es sind hier im Waisenhaus keine zehn Leute über

dreizehn Jahre und so viele haben wir doch zum Beten nötig. Aber es kommen Verschiedene aus der Stadt. Der Gottesdienst vollzieht sich in ruhiger und einfacher Weise, so wie wir es in Holland gewöhnt sind.

Der Priestersegen wird hier an jedem Sabbat zweimal ausgesprochen. Unser Hausknecht hier ist aus dem Priesterstand. Die ganze Woche über arbeitet er tüchtig überall im Hause. Aber der Sabbat stellt ihn über uns. Er legt seine Hände über unser Haupt und spricht die ewigen Worte. Er weiß ganz gut, daß er uns allen hier überlegen ist. Unsere Priester tragen keine Krone aus Gold und Edelsteinen, wie die europäischen Könige sie tragen. Sie sind mit einer Krone geziert, die Gott selbst für sie geschnitten und geschlagen hat, aus den Steinen und aus dem Gold Seines Wortes.

O, mein Herz: Was haben diese fünfzig kleinen jüdischen Jungen, die so alle zwischen sechs und zwölf Jahre sind für einen weiten Weg bis hierher zurückgelegt. Und welches wird der Weg wohl sein und wie wird er aussehen, den sie noch beschreiten müssen, bis daß sie endlich zur Ruhe kommen? Aber sie sind hier gut aufgehoben. Und was kann schließlich Kindern Besseres mitgegeben werden, als die leichte Bürde einer zufriedenen Jugend? Hier haben sie Licht, Luft und Sonnenschein. Gehe nur einmal erst durch die Straßen der alten Stadt. Ja, sie sind schön, diese treppenartigen Straßen, diese Gäßchen, Tore, Gänge, Höfe und Häuser. Aber es gibt dort Stellen, wo die Sonne niemals hinkommt und wo die Luft bleischwer ist. O, ich habe diese fünfzig kleine Jüdischen Jungen gerne. Nach der Synagoge haben sie natürlich Hunger. Und nachdem der Segen über zwei Brote und Wein gesprochen ist, bekommen sie feinbelegte Butterbrote. Und dann singen sie die Gesänge des Sabbatmorgen. Ich würde sie doch mal gerne fragen, ob sie den Unterschied fühlen zwischen den Wörtern aus der gewöhnlichen, täglichen Sprache und den Worten, die in den Gebeten vorkommen. Aber ich weiß noch nicht, wie man das auf hebräisch richtig ausdrückt. Ich will aber mit zusehen, wie sie nachlaufen und Ball spielen. Ihr meint, von solch gewöhnlichen Kinderspielen könne man nichts lernen. Das mag wo anders wohl sein. Aber im Hebräischen ist es bestimmt nicht der Fall. Nur bei der herumtollenden, lebendigen jüdischen Jugend kann ich die lebendige hebräische Sprache richtig lernen. Aber es sind keine angenehmen Lehrer. Sie huschen so schnell vorüber und

sie sind so beweglich. Man kann kaum hören, was sie sprechen und ich möchte doch so gerne die Wörter kennen lernen, die sie beim Spielen gebrauchen und mit denen sie sich hänseln. Ich will sie nicht fragen, denn dann geht das Hübsche und Lebendige verloren, ganz so wie bei gefangenen Schmetterlingen. Ja, ich seufzte, Denn ich finde, daß ich doch schon zu alt bin, um auf hebräisch Nachlaufen, Ballspiel und Bockspringe zu lernen.

Auf der Terrasse des Waisenhauses, die voll, voll, voll Sonne ist, sitzt Besuch.

Man kann hier alle Sprachen hören, die in Jerusalem gesprochen werden: jiddisch, arabisch, spaniolisch, bucharisch. Die älteren Leute hier sprechen noch sehr wenig hebräisch. Aber im Waisenhaus wird mit den Kindern hebräisch gesprochen, so daß sie basl das Jiddische oder Spaniolische und Arabische und Bucharische so gut wie vergessen. So werden also die Eltern gezwungen, mit ihren Kindern hebräisch zu sprechen. Und auf diese Weis pflanzen die Kinder das Hebräische in die Herzen der Älteren.

V.

Am heiligen Sabbatmchmittag. Die großen Mädchen des Mädchenwaisenhauses machen einen Spaziergang. Ich kann mitgehen. Wohin? Zu einer Quelle, irgendwo in der Nähe des Dorfes Siluan. Ja, für Euch in Holland ist quellendes, frischströmendes Wasser nichts Besonderes. Aber hier in Jerusalem kennen sie sowas überhaupt nicht. „Grachten“ wie sie in Holland sind, gibt es ier nicht. Flüsse und Bäche, die nicht im Sommer austrocknen, sind sehr selten. Darum ist die Quelle bei Siluan für uns etwas ganz Besonderes. Aber nur kurz nach der großen Regenzeit, dem sogenannten Frühregen, gibt sie Wasser. Schon ein paar Wochen später ist alles wieder ausgetrocknet.

Ich war schon mal im Dorfe Siluan. Es liegt zwischen der Stadtmauer am Deutschen Platz und dem Tales des Ölberges. Ich kann es von meinem Fenster aus sehen. Bäume gibt es dort nicht. Und die Häuser sind nicht aus Holz oder Backsteinen, sondern aus grauem gehauenen Stein. So sehen die Hauser von weitem schön aus. Aber wenn man hineinsieht, dann sieht man das Elend. Das Dorf teilt sich: In einen arabischen und einen jüdisch-jemenitischen Teil.

Vom Waisenhaus aus gehen wir erst durch das russische Viertel. Hier müssen wir immer durchgehen. Dann durch die sonnige Jaffastrasse (wer

pflanzt uns doch ein paar frische, schattenspendende Bäume hierher?) bis zum Jaffator und dann rechts ab. Natürlich lerne ich bei den Mädchen wieder tüchtig unser lebendiges Hebräisch. Ich erfahre die Ausdrücke für Wilden Senf und für Gänseblümchen. Und wie man die Vöglein ruft, die über uns ihr Liedchen trällern. Auf der breiten Landstraße konnten die Mädchen in Reihen von zwei und zwei bequem gehen. Aber nun laufen wir auf einem schmalen Fußpfad und da heißt es vorsichtig sein. Und Sonne, Sonne, Sonne überall Sonne.

Am Brunnen herrscht Leben, denn fließendes Wasser ist hier etwas Außergewöhnliches.

Zwei arabische Frauen waschen Gemüse rein. Morgen sitzen sie damit unter dem weißen, großen Gewölbe im Bazar, der Bezirk der Gemüsefrauen. Aber heute zanken sie sich noch mit einem kleinen jüdischen jemenitischen Jungen, der seine Füße im klaren Wasser badet. Der kleine Junge ist mit seinem Mundwerk diesen beiden arabischen Damen gewachsen. Ich verstehe nicht, was sie schimpfen. Aber ich vermute, daß der jüdische Kleine den Beweis liefern will, daß Quellwasser jedermanns Eigentum ist, das heißt also: niemands. Eine Quelle, eine Quelle: das darf Euch nicht verwirren. Es ist kein ummauerter Brunnen und auch keine tiefe Grotte, aus der das Wasser rauschend hervorbricht. Nein, eine ganz kleine Senkung aus der das Wasser ruhig hervorsprudelt. Und dann fließt das Wasser weiter in die Landschaft hinein. Ein altes Frauchen läßt ein Kind trinken. Die alte Frau hat keine Angst vor Typhus, das Kind auch nicht. Die beiden arabischen Frauen sind mit dem Gemüsewaschen fertig geworden. Nun herrscht der Jemenitenjunge allein im Reiche. Bis daß ein Polizist kommt. Ein Araber auf feurigem Pferde. Er jagt den Jungen davon und gibt seinem Pferde zu trinken. Ja, für so ein Tier ist Quellwasser etwas Rares. Es ereignet sich viel in diesem kleinen Tal, das da zwischen Hügeln liegt. Da kommt ein Mädchen mit einer großen schwarzen Ziege. Die Ziege soll nach Hause. Aber die Ziege will nicht nach Hause. Und das Mädchen und die Ziege kämpfen miteinander. Es sieht genau so aus, wie wenn zwei Lausbuben sich miteinander herumschlagen. Die kräftige schwarze Ziege wird wohl gewinnen. Doch nein, da kommt eine Kuhmagd, die gerade mit ihren Kühen auf dem Heimweg ist und sie bringt die starke schwarze

Ziege auf den rechten Weg. Ja. es kommen viele her, um das Wunder des fließenden Wassers anzuschauen. Ein Vater mit seinem Jungen. Zwei Araber. Der Vater auf einem Schimmel. Und der Sohn auf einem hübschen, weißen Esel. Zuerst geben sie den beiden Tieren zu trinken. Dann trinken sie selbst. Und dann strecken sie sich faul im Grase aus. Sie haben sich sicher sehr lieb. Denn der Vater hat seinen Arm um den Sohn geschlungen und der Sohn lehnt seinen Kopf an den Vater. Gewiß bewundert der Vater seinen kräftigen Jungen. Oder ist es nur eine Vermutung von mir? Denkt der Vater vielleicht nur an die Preise von Korn, Pferde und Esel? Wie sieht wohl die Seele eines arabischen Vaters aus? Wie sieht meine Seele aus?

O, wir haben Abwechslung. Nun kommt eine junge Frau des Weges daher, sie füllt eine Ziegenhaut mit frischem Wasser. Und auch ein kleiner Junge kommt mit einer Blechbüchse, um Wasser zu holen; In diese Büchse kann er fünfzehn Liter füllen, Er füllt sie, aber er kann sie nicht auf den Kopf setzen. Nun ja, die Frau mit der Ziegenhaut hilft ihm gerne. Und mit beiden Händchen hält er die Büchse fest. Und auf festen, kräftigen Füßchen trippelt er nach Hause. Wenn wir nachher heimgehen, werden wir ihn sicher treffen, wie er mit der leeren Büchse wieder zur Quelle läuft, um von neuem Wasser zu holen. — Das Landschaftsbild ist wie gemalt. Und das Leben scheint mir nur Bühne zu sein, auf die der Tod mild und ernst schaut, daß ja nur alle Spieler zur rechten Zeit den Bühnenschauplatz verlassen. ---

Die Schatten des Nachmittags senken sich immer weiter ins Tal. Wir gehen heimwärts. Und nun einen anderen Weg. Wir gehen den Gärten entlang. Von der Stadtmauer aus sehen wir, wie sie terrassenförmig ins Tal fallen. Überall wohin das Wasser kommt, ist das Land fruchtbar. Jedes Bodenfleckchen wird zum Gemüsebau ausgenutzt. Ununterbrochen arbeiten die Frauen auf dem Felde. Je näher wir der Stadt kommen, um so bewegter wird das Straßenbild. Auf der Stadtmauer sitzen Frauen und sehen ins Tal hinunter. Und wenn Männer vorüberkommen, schlagen sie den Schleier schnell vor das Gesicht. Vor der großen Stadtmauer wimmelt es von Faulenzern. Sie gucken in die Luft. Dort oben auf dem Hügel sitzt einsam ein braunes Geschwisterpaar. Sie sehen mit zu, wie die Abenddämmerung sich langsam ins Tal senkt. Ach, wie das schön aussieht. Die Mädchen unterhalten sich immer weiter in ihrem

schönen Hebräisch. Aber ich bin müde und traurig geworden. Jerusalem. Amsterdam. Viel Luft und weite Meere zwischen diesen Städten. Werde ich hier in Jerusalem wohl meine Ruhe finden? Ach, nicht die Städte geben Ruhe und Unruhe. Die liegen in unserer Seele selbst. Und tiefgequält fühle ich mich auch hier.

Der friedliche Sabbat neigt sich seinem Ende zu. Und dann? Und dann? Doch ich will mir Mühe geben, dankbar zu werden: wenn der Sabbat in unserem Leben das Heilige ist, dann ist Sabbat in Jerusalem gewiß das Allerheiligste.

DIE STADT JIRMEJAHU'S.

Der Fasttag des 17. Tamus. Die Drei Wochen. Der Fasttag des 9. Ab. All das Unglück, das ein- und zweimal über Jerusalem kam, steigt wieder uns vor Augen. Wir sind nun schon wieder in der zweiten Hälfte des Monats Ab, der Menachem, der Tröstende genannt wird.

Können wir uns eigentlich noch so richtig in jene traurige Zeit hineinversetzen? Begeht etwa Frankreich noch den Sedanstag, in Erinnerung seiner Niederlage? Oder Deutschland im Gedenken seines damaligen Sieges? Erinnern wäre zwar hier gar nicht so schlecht. Könnte es doch Frankreich zur Bescheidenheit mahnen und Deutschland wieder die Kraft zu neuem Mute geben. Die Frage, ob wir unsere nationalen Trauertage noch weiter begehen sollen, hat man schon viel besprochen. In England sprach sich die „Jewish Chronicle“ gegen jedes Abschaffen aus. Hier hat das „Palestine Weekly“, die englische Beilage des „Doarm Hajom“, mal einen Fühler ausgestreckt. Man brachte Nachricht, in orthodoxen Kreisen bestände Absicht, den 9. Ab zum Teil seines Trauercharacters zu entkleiden. Natürlich glaubt ich nicht daran. Aber man will mal vorfühlen. Zum Beispiel: Einer unserer holländischen Zionisten brachte die Mitteilung, die Rabbinen Diskin und Sonnenfeld hätten den 9. Ab als Fastentag abgeschafft. In der Stadt wäre es überall angeschlagen! Natürlich wußte man gleich, daß es eine Ente sei. Es wäre genau so, als hätten Dr. Kuyper und Mr. De Savornin sich der bolschewistischen Revolution angeschlossen. Aber es ist doch überall angeschlagen. Na, wir wollen doch mal sehen, was Wahres daran ist. Überall große, gelbe Plakate. Die Rabbinen Diskin und Sonnenfeld sprechen ein Verbot aus, an den Versammlungen wegen des Frauenwahlrechtes teilzunehmen, Siehst Du, also doch nicht so ganz dasselbe. Ja, hebräisch ist nicht so einfach. Aber: man fühlt vor.

II.

Wie gewöhnlich haben wir diesen Tag im Knabenwaisenhans des Herrn Goldsmit verbracht. In der kleinen Synagoge ist aller Zierat entfernt wurden. Und am Abend sitzen wir bei schwachem Kerzenschein auf dem Boden. Die Knaben barfuß. Jeremia's Klagelieder werden vorgetragen. Man liest sie auch morgen früh vor. Ganz so wie in den früheren Jahren. Und doch, es ist ein

Unterschied. Wir haben einen jüdischen Oberkommissar. Und seit Ostern hat sich die Lage, die uns immer in solch ängstlicher Stimmung hielt, um vieles gebessert. Sollten wir darum unsere nationalen Trauertage nicht doch mit freudigem Hoffen begehen?

Samstag Abend ging ich zur Klagemauer. Im vorigen Jahre war ich nicht dort. Man hatte mich gewarnt. Und ich habe darauf hören müssen. — Welch ein beschämendes Schauspiel spielt sich aber hier vor unseren Blicken ab. Am Abend des 9. Ab gehen die frommen Juden zur Klagemauer, um dort zu beten, zu bitten und zu lernen. Und da kommt nun die nationale Jugend und amüsiert sich hier. Die jungen Leute benehmen sich so frei als möglich. Junge Mädchen, in hellen Kleidern; Röcke, die nur bis zu den Knien reichen; tragen Spazierstöckchen, ganz so wie die englischen Offiziersfrauen. Lautes Geschwätz. Man raucht vergnügt. Lebwohl Klagemauer! Fürwahr, ein trauriges und zugleich beschämendes Schauspiel. Die nationale Erziehung der letzten Jahre konnte ihnen nicht beibringen, daß sie zumindesten Ehrfurcht für unsere nationale Vergangenheit haben müßten. Zwar hat unsere palestinesische Jugend zweifellos auch ihre guten Seiten. Schaut nur unsere Turner und Pfadfinder an, wie sie durch die Straßen gehen. Aber auf der anderen Seite: welch eine Oberflächlichkeit und welch ein Mangel an sittlichem Ernst. Viele junge Lehrer verlassen nun das Land, um draußen weiter zu studieren oder auch um draußen ein besseres Leben zu führen. Und sie wären dabei hier so nötig. Manche Kinder zwingen gar ihre Eltern über die Verhältnisse hinaus zu leben. Manchmal wird es uns geradezu übel. So zum Beispiel: bei Euch draußen macht man so furchtbar viel Reklame mit der Erzählung, daß Palästina für den Geulafond (Befreiungsfond) hunderttausend Pfund aufgebracht habe. Gut. Aber nun hören wir, daß ein großer Teil der versprochenen Spenden überhaupt nicht bezahlt wurde. Und ein weiterer Teil wurde von Beamten und Lehrern gegeben. Die haben schnell darauf eine große Gehaltserhöhung und nun wieder einen Teuerungszuschlag bekommen. O, dieser Geist des Materialismus und Egoismus! Wenn wir den nur überwinden könnten.

III.

Jerusalem bedrückt mich. Diese kleine und doch gewaltige Stadt, die der

Mittelpunkt von Gottes Erde ist. Ich sitze hier in vielen Vereinsvorständen und Kommissionen; doch die schwätzen alle mehr, als sie tun.

Und so will ich mich einen Tag freimachen. Nach Anatoth will ich gehen, das heute Anata heißt. Es ist die Stadt von Jirmejahu, den Ihr Jeremia nennt. Ihr wißt doch, wie das Buch von Jirmejahu beginnt: „Worte des Jeremia, des Sohnes von Hilkia. Er war von den Priestern, die zu Anatoth, im Lande Benjamin, lebten“. Ich war schon im vorigen Jahre mal in Anatoth, es lag auf dem Wege, als ich die Wasserfälle von Ain Fara aufsuchte. Jeremia. Er war der Prophet, vor dem ich Angst hatte. Jesajah der mildere und freundlichere. Doch nun ist mir Jeremia vertrauter geworden. Ich habe ihn während der Drei Wochen wieder gründlich gelesen. Die Klagelieder und das Buch seiner Ermahnungen und Prophezeiungen. Da ist mir seine ernste, schwere Sprache freundlicher geworden.

Und so will ich denn nach Anatoth gehen und dort mein Herz ausschütten. Ich gehe nun auf denselben Boden, über den einst Jirmejahu gegangen. Dieselben Berge, die Jirmejahu einst sah, als er noch Knabe war, liegen nun vor mir. Alles scheint mir so vertraut, so dicht bei. Dort liegt auf hohem Hügel Mizpah, das die Araber Nebi Samwil, Prophet Samuel, nennen. Nur hier im Heiligen Lande kann man die Heilige Schrift richtig erleben.

Nun gehe ich nach Anatoth, dort will ich mich unter einen Feigenbaum setzen und das Buch Jeremia durchblättern.

IV.

Nein: mein Freund Adil Effendi soll heute nicht mitgehen. Es ist kein Gang für ihn. Wohl aber für Galed, den Araber, der im Mädchenwaisenhaus arbeitet. Ach, wie hat Der sich in letzter Zeit geändert. Zwar ist er immer so fleißig und tüchtig, aber in ist ein neuer Geist gefahren. Wo ist seine frühere Frömmigkeit geblieben und wo ist bei ihm noch die Heiligkeit des Sabbats und der Festtage? O, dieser unheilige Geist: von Materialismus und Selbstsucht, der über dieses Land gefahren ist. Galed ist noch im Waisenhaus. Er ist bereit mitzugehen. Denn heute ist doch schließlich ein freier Tag und außerdem fällt ihm wohl sicherlich ein Bakschisch zu. — Wir machen uns um fünf Uhr auf den Weg. Heute regnet es natürlich nicht, denn von April bis nach November

gibt es hier keinen Regen. Aber es hat getaut und der Dunst steigt empor.

Bis zum Hause den Groß-Mufti am Wege zum Ölberg ist mir das Bild bekannt, nun habe ich wieder eine herrliche Aunicht auf Jerusalem. Die Stadt, altertümlch, von Mauern umschlossen, Außerhalb der Mauern werden neue Wege gelegt, man baut sie aus, über Täler und Hügel. Viele Kirchen. Und allen eine heilige Stadt. Aber doch unsere Stadt. Nicht weit vom Hause des Groß-Mufti, am Wege links, liegt der große englische Soldateniriedhof. Hier fand vor dem letzten großen Durchbruch nach Jerusalem die Schlacht statt. — Nun kommen wir in die Berge. Von der Stadt sind wir schon weit weg. Alles ist ruhig. Ein Fußweg. Anatoth liegt außerhalb des Verkehrs. Während des Krieges haben zwar die Engländer einen Fahrweg gebaut, aber wir gehen engere, kürzere Wege. Welch eine Menge Trauben und Tomaten! Hin und wieder kommen Araber auf kleinen Eselchen vorbeigeritten. Die Berge sind kahl. Schwarze Ziegen weiden das trockne Sommergras ab. Es wird heiß In der Ferne liegt Anatoth. Land und Stadt von. Jirmejahu.

V.

Nun stehen nur noch ein paar Häuser auf dem Hügel. Vor Feinden geschützt, aber dem Sturmwind preisgegeben. Das Dorf macht aber von weitem einen viel besseren Eindruck als die größeren Dörfer Zarnuka und Jibne, deren Häuser nur Lehmgebäude sind. Hier aber sind die Häuser aus gehauenem Stein. Manche nur halbgroß und dann plötzlich mit einem kurzen, plumpen Dach endigend. Anatoth war einst in Benjamin Levitenstadt (Josua XXI:18) wohin Salomo Abjathar den Priester verbannte und ausrief „Geh auf Deine Felder nach Ammu (1 Könige II 26—27). Vielleicht gehen wir gerade über die Felder des Abjadhar. Hier ist auch das Land. durch das die Assyrer zu Jessaja's Zeiten gegen Jerusalem zogen (X 28:33). Damals maß das arme „Anatoth“ eine Festung gewesen sein. In Josua XXI 18 spricht die Übersetzung von „Annoth und seine Vorstädte“. Ich glaube aber nicht, daß das gut übersetzt ist. Sollen all die Städte, die hier genannt werden „Vorstädte“ gehabt haben? Im Hebräischen heißt es: Migrasch, das ist ein Weideplatz für das Vieh, der sich rund um die Stadt zieht. Und im Neuhebräischen bedeutet Migrasch: Bauplatz für Häuser.

Man sagt, es seien in diese Häuser uralte Steine eingebaut. Und ich sehe

wirklich mitten zwischen neuen Steinen alte, große, graue Steinblöcke, die den Steinen an der Klagentürme gleichen. Nun beginnt man in hier wieder mit archäologischen Forschungen. Anatoth wird sicherlich dabei nicht leer ausgehen.

VI.

In einem Feigengartem außerhalb des Dorfes, auf dem Wege nach Ain Fara. ruhen wir uns aus. Noch sind die Früchte hier nicht reif, aber die Blätter sind wie immer herrlich grün. Mit ihrem weichen Schatten schützen sie uns vor Sonne. Und der Wind weht leise und bringt Kühlung. Dörfer! ach, — wenn Ihr Euch doch immer nur auf Höhen bauen würdet. — Dieser herrliche Fernblick, eine Welt, die auch die Welt des Jirmejahu war. Wie doch. alles greifbar nahe liegt und wie vertraut uns alles scheint. Hier lebten die bösen Männer von Anatoth: wurden bestraft und starben (XI 21-233). Dort das Feld, oder irgendwo da herum kaufte Jirmejahu von Hanmaäl, dem Sohne seines Onkels (XXXII). Und heute in unseren Tagen erfüllen vielleicht sich die Worte: „Denn also spricht der Herr der Heerscharen, Gott Israels: wieder werden in diesem Lande Häuser, Felder und Weinberge gekauft werden“.

Wie die Zeit nur so dahinfliest. Inzwischen ist es schon Mittag geworden und ich lese, meiner bösen Freunde vom „Joodschen Wachter“ gedenkend, welch ein gewaltiger Defaitist Jeremia war (XXXVIII: 1-6). Aber man hat ihn ja deswegen auch lebendig in die Grube geworfen.

VII.

Nun setzen wir uns auf eine steinerne Umzäunung, wie man sie hier um Gärten zu bauen pflegt, und essen etwas. Wir haben Weißbrot, Trauben und Feigen. Und frisches, klares Wasser. Galed schwätzelt mit Vorübergehenden. Eine kräftige Frau, die anscheinend die Felder bewacht. Ein abscheulicher Onkel mit seinem kleinen, netten Neffen. Der abscheuliche Onkel ist arbeitslos. Der Neffe hält den englischen Friedhof in Ordnung. Er verdient dabei täglich einen Schilling und ist deshalb auch „ketiermabsut“, zu deutsch: außerordentlich zufrieden.

Doch nun müssen wir die Stadt Jirmejahu's verlassen. Ich darf nach der

alten, gewaltigen Stadt, nach Jerusalem, nicht zu spät zurückkommen. Die aschkenasische Gemeinde hat heute Abend noch Sitzung. Und da sollen einige alte Streitigkeiten noch beendet und noch ein paar neue begonnen werden. —

MOHAMMED HAT SORGEN.

Mohammed, der Vater unseres lieben Aldl, aus dem Dorfe Beth Iksa, das in biblischen Zeiten Mizpah hieß, hat Sorgen. Und er hätte doch so sorglos leben können. Aber ist das schließlich nicht bei Jedem so? Von seinem Vater erbte Mohammed ein schönes Stückchen Land. Seine Frau und seine vier Kinder wohnen in Beth Iksa. Und er selbst arbeitet im Waisenhaus des Herrn Goldsmit für fünf Pfund den Monat und dazu noch bei freier Station. Wie schön und angenehm hätte doch sein Leben sein können. In normalen Zeiten kommt seine Frau ab und zu mal her, um ihn zu besuchen. Und in normalen Zeiten geht er auch ab und zu mal auf Besuch nach Hause. Dann kommt sein Akil, was auf deutsch Verstand heißt, und vertritt ihn im Waisenhaus: Und wenn Akil nicht im Waisenhaus beschäftigt wird, dann arbeitet er draußen auf den Feldern, und wenn er auf den Feldern nichts zu schaffen hat, dann bekommt er immer bei den Engländern Arbeit. So verdient er schon ein hübsches Stück Geld. Und Mohammed hofft, daß er im nächsten Jahr (so Allah es willl) für Akil eine Frau kaufen kann. Denn die Olivenbäume haben gute Erträgnisse gebracht. Das ist Min Allah. Und auch im nächsten Jahr wird wohl eine gute Olivenernte sein und dann bekommt Akil seine Frau.

Für Jussef, den zweiten Sohn, hat Mohammed sich noch nicht zu sorgen. Denn erstens ist Jussef noch zu jung fürs heiraten und zweitens hat Mohammed mit seinem Freunde Ibrahim ein Tauschgeschäft vereinbart. Gemäß dieser Vereinbarung wird Mohammeds Tochter Handa mit Ibrahims Sohn Saied sich verheiraten. Und Ibrahims Tochter Rivka wird Mohammeds Sohn Jussef nehmen. — Alle Vier: Jussef, Saied, Rivka und Handa sind so zwischen dreizehn und fünfzehn Jahre alt. Deshalb haben wir noch Zeit. Aber ein guter Vater sorgt voraus.

II.

Mohammed geht sehr ernst und schwermüdig daher. Er möchte einen Tag Urlaub haben. Er will nach Beth Iksa gehen und das Stückchen Land, das er gemeinsam mit einem Anderen hat, verkaufen. „Land mit einem Anderen zusammen bringt immer Streit“, sagt er kurz. —

Und bei seiner Rückkehr hören wir, daß er sich wieder verheiraten will.

Seine Frau Fatma ist ihm zu alt geworden. „Eh!“ sagen wir durch Nase und Kehle. Und das bedeutet: großes Erstaunen. —— Er heiratet wieder, —— —— und was soll dann mit

Fatma geschehen? Verstoßt er sie? Oder nimmt er auch die zweite Frau zu sich? Das sind Mohammeds erste Sorgen. Er würde ja am liebsten Fatma verstoßen, denn er liebt sie doch nicht mehr. Aber dann würde er Fatmas ganze Familie gegen sich haben. Und Akil, der doch schon so hübsch Geld verdient, hat erklärt, daß er und die anderen Kinder bei der Mutter bleiben und den Vater nicht ansehen werden. Aber wenn er nun Fatma nicht verstoßt, dann muß er ihr doch ein kleines Häuschen schenken. Und auch sonst darf er sie nie schlechter behandeln, als seine zweite Frau, die Zeinab heißt.

Ja, ja, die Sorgen fangen für Mohammed an. Er ist so ernst. So trübselig. Aber die Aussichten werden schon besser. Zeinabs Neffe hat sich bereit erklärt, ein ihm gehörendes leeres Häuschen mit Mohammed zu tauschen. Es ist kein neues Haus. Es muß tüchtig repariert werden. Das kostet dem Mohammed viel Geld. Aber welche Sorgen sind schließlich nicht mit Geld verbunden? Mohammed grübelt lange nach. Und er beschließt Fatma nicht zu verstoßen.

III.

Doch es ist eine teure Geschichte. Natürlich muß doch Mohammed für Zeinab Geld bezahlen. Deren Eltern leben nicht mehr. Darum bekommen ihre beiden Brüder die Kaufsumme. Mohammed kann sich freuen, daß Zeinab wenigstens Witwe ist. Niemand schätzt sie deshalb weniger. Auch Mohammed nicht. Aber sie ist darum viel billiger zu bekommen. Ein junges Mädchen kostet immer noch hundert Pfund. Und die Preise wollen da gar nicht heruntergehen. Obgleich doch die Preise für andere Lebensmittel schon ganz beträchtlich gesunken sind. Für fünfzig bis sechzig Pfund aber kann man schon eine hübsche Witwe bekommen. Und geschiedene Frauen sind noch billiger. Mohammed soll für Zeinab fünfzig Pfund bezahlen. Und er kann sich noch freuen, daß sie zwei Ziegen und sieben Hühner mit in die Ehe bringt.

Aber nun beginnen die Schwierigkeiten für Mohammed von Neuem. Du, gutmütiger Leser, und ich, wir sind überzeugt, daß Zeinab Witwe ist. Aber sind wir sicher? Sind wir denn ganz sicher? Ihr Mann zog damals ins Feld.

Seitdem hat niemand mehr etwas von ihm gehört. Aber der Wakil bei dem Kadi, der die Beiden einsegnet, wird damit nicht zufrieden sein. Er wird Zeugen haben wollen. Glücklicherweise findet Mohammed zwei Menschen, die unter Eid erklären wollen, daß sie Zeinabs Mann tot gesehen haben. Aber Jeder versteht doch, daß zwei solch vortreffliche Menschen für Nichts nicht zu haben sind. Und dann muß doch auch schließlich der Wakil bei dem Kadi von der Zuverlässigkeit dieser Beiden überzeugt werden, — Wer wundert sich deshalb, daß Mohammed seine Kuh und seinen Esel verkaufen muß. Und dann muß er außerdem sich noch Geld leihen. Der Waisenhausvater Herr Goldsmit gibt zehn Pfund Vorschuß. Mehr kann er als Vater von achtzig Jungen (ganz zu schweigen von Sarah der Kuh) auch nicht tun. Und am Abend auf der Bank, im Mondschein, fragt Mohammed mich ganz beschämt, ob ich ihm denn vielleicht auch fünfzehn Pfund leihen wolle.

„Mohammed“, sag ich: „tu's nicht. Es wird Dich viel Geld kosten. Kauf doch lieber für Akil eine Frau.“

„Im nächsten Jahre, wenn die Oliven gut sind“, gibt Mohammed zur Antwort.
"Mohammed“, sage ich nochmals eindringlich: „es ist nicht schön von Dir Du bist achtundvierzig Jahre alt Du hast eine Frau und vier Kinder Wozu brauchst Du eine zweite Frau?“

„Ich werde Ihnen ewig dafür dankbar sein“, versichert Mohammed.

„Ja“, sage ich wieder: „aber vielleicht wird Allah mir zürnen, wenn ich Dir zu einer solch dummen Sache noch helfe“.

„Allahs Zorn komme auf mein Haupt, nicht auf das Eure, Herr“, schwört Mohammed mir. Auf der Bank. Im Mondschein.

Und dann erkläre ich mich bereit. Im kleinen Büro des Herrn Goldsmit beschreiben wir ein Stückchen Papier, worin Mohammed erklärt, mir fünfzehn Pfund zu schulden, die er in drei monatlichen Raten zurückbezahlen will. Alle wissen natürlich, daß Mohammed weder schreiben noch lesen kann. Aber er ist doch Geschäftsmann. Darum hat er auch ein an einem Händchen befestigtes Siegel. Und das wird unter diese schriftliche Abmachung gedrückt.

IV.

Mohammed kann sich nicht so oft Urlaub geben lassen, um nach Beth Iksa

zu gehen. Aber das macht nichts, die Verbindung zwischen El-Kuds (Jerusalem) und Beth Iksa wird durch einen Neffen aufrechterhalten. Eine Mißgeburt. Buckelig. Schielend. Mohammed hat nun öfters seinen Besuch. Und da muß Mohammed immer etwas aufwarten: Reis mit Zucker, Feigen, Nüsse und Mandeln. Ach, du liebe Zeit, der krüpplige Neffe bringt schlechte Nachrichten. Zeinab ist nicht nur Witwe und dreißig Jahre alt. Zeinab hat auch zwei Mädchen von dreizehn und fünfzehn. Und die hat Mohammed als Habenposten aufgestellt gegenüber all den Ausgaben, die er jetzt hat. Aber es wird ihm nicht gegönnt. Zeinabs beide Brüder verlangen die beiden Mädchen für sich, da sie die nächsten Blutsverwandten sind und deshalb Anspruch darauf haben. Und wenn Mohammed Das bestreitet, dann wollen die beiden Brüder zum Wakil gehen. Und dann wollen sie dem Wakil bei dem Kadi erzählen, wie man sich auf die beiden vortrefflichen Zeugen verlassen kann, die den Mann von Zeinab tot gesehen haben.

Und nun hält man goße Sitzungen ab, Fraget nur nicht, was solche Sitzungen kosten. Die beiderseitigen Blutsverwandten kommen. Und Mohammd nimmt die Leute königlich auf. Man kann ja nicht wissen Aber die Verwandten bleiben unerbittlich. Zeinab darf wohl die Hühner mitnehmen, und auch die Ziegen, aber beiden Mädchen nicht. Und was bleibt dem armen Mohammed da übrig als nachzugeben. Wir ermahnen ihn: „Mohammed, siehst Du nun, daß diese Heirat gegen den Willen von Allah geschlossen wird? Darum legt Dir auch Allah so viele Steine auf den Weg“. —— „Nein“, sagt Mohammed in verbissenem Hasse: „nun muß es geschehen. Sonst wird man mich auslachen“.

Die Kuh und der Esel werden verkauft. Der Erlös ist ein geringer. „Mohammed“, sagen wir noch einmal: „sieh die Zeichen von Allah. Sie sind Alle gegen Dich. Tu es nicht“. Aber Mohammed will nicht auf Allahs Zeichen achten. Was würde das nun auch helfen, wo doch Kuh und Esel schon verkauft sind. Der Neffe hat ihn natürlich beschwindelt. Aber da soll mal Mohammed etwas dagegen sagen. Dann geht der Neffe einfach zu dem Wakol bei dem Kadi und dann geht die ganze Sache bestimmt nicht durch.

V.

Aber das Leben ist gnädig. Allahs Zeichen kehren sich. Der schielende Neffe

ist aus Beth Iksa zurückgekommen. Alles ist erledigt. Die beiden vortrefflichen Zeugen sind beim Walkil vom Kadi gewesen. Und der Wakil war zufrieden. Und wenn Mohammed heute Mittag noch nach Beth Iksa kommt, dann kann die Ehe sofort geschlossen werden. Er soll sich nur eilen. Denn nichts ist ja unsicherer, als so ein Wakil bei dem Kadi, solche Schwäger, und solch ein paar vortreffliche Zeugen. Gegen Nachmittag gehen sie fort. Es ist ein schöner Tag, nach Regen. Frisch und luftig. Wir sehen sie fortgehen. Der schielende Neffe, geduckt. Aber Mohamrned aufrecht, ein Sieger. Mit einem glänzenden Licht in den Augen. Er hat sich eine neue Jacke angezogen. Sein Fez mit einem gelblichen Tuche geschmückt. Und einen kurzen Stock in der Hand. Denn Sie müssen durch die Berge Judäas gehen, dort liegt Beth Iksa. Mohammed schleppt einen Sack Reis und andere gute Sachen mit sich. Für das Festmahl bestimmt. Sie haben auch eine Ziege gekauft, die zusammen mit dem Reis Aber die Ziege weiß es nicht.

Sie gehen. Ach, was haben wir uns oft über diese Hochzeit amüsiert. Ein Fellach. Aber nun geht er. Stolz und aufrecht. Den Stock in der Hand. Die Augen leuchten. Den geduckten Neffen schleppt er mit sich. Und die schwarze, schreiende Ziege.

VI.

Akil ist hergekornmem um seinen Vater zu vertreten, Er wollte auf der Hochzeit nicht dabei sein. Im Garten, in, der Waschküche, bei Sarah, überall verrichtet er seine Arbeit mit dumpfer Entschlossenheit.

Am Abend sitzen wir auf der Bank. Im Mondschein. Ich tröste den Jungen: „Allah hat Dich lieb, Akil. Ich weiß es genau. Im nächsten Jahre werden die Olivenbäume im Garten Deines Vaters viele Oliven tragen. Und dann wird Dir Dein Vater eine brave Frau kaufen und wir Alle werden Dir etwas schenken“.

„Herr“, sagt Akil etwas getröstet, unter Tränen: „Ich bin Ihnen so dankbar. Mein

Vater hat nicht viel Verstand, Er hat für eine Witwe fünfzig Pfund bezahlt und an andere Menschen noch zwanzig Pfund. Das sind siebzig. Hätte er doch noch zwanzig, dreißig Pfund dazu gelegt, dann hätte er nicht solche

Mühe gehabt und er hätte auch eine Frau bekommen, die noch nicht verheiratet war“.

„Und die beiden Töchter hat er ja doch auch nicht“. Mit diesen Worten beschließe ich die Unterhaltung.

YATACK-IL-CHARAMIJEH??

An einem schönen Freitagmorgen, als ich den Großmufti von Palästina, der in Jerusalem wohnt, besuchte, traf ich dort den Kadi und Dschemal Bey Hussein. Er gehört zu den arabischen politischen Advokaten. Und auch drei schweigsame Araber waren da. Sie trugen die Kleidung vornehmer Fellachen. Und sprachen und schwiegen nur arabisch. Wer sie nur sein mögen? Dschemal Eey schreibt es mir auf einen schmalen Zettel. Zwei Brüder: Amin und Rachib el Hawadjah. Der Dritte ist des einen Sohn. Hawadjah; wie ich den Namen lese, maß ich lächeln. Denn diesen Titel legen nur Europäer und Christen sich bei. Vornehme Araber nennen sich Effendi.

Freitag Abend. Wir haben Gäste bei uns. Es sind Angehörige der Frau des Hauses. Ihr Vater, der jahrelang Führer der Schomrim war, die die jüdische Kolonie Rechoboth vor arabischen Räubern beschützten. Ihr Bruder, einer der kräftigsten und ansehnlichsten unter den jüdischen Reitern. Ich erzählte von meinem Besuch bei dem Mufti. Und von den drei merkwürdigen, schweigsamen Arabern, die ich für vornehme Landesedelleute halte. Den komischen Beinamen El Hawadjah habe ich natürlich behalten. Ich erzähle davon. Aber da lacht mich der Vater der Hausfrau aus und klärt auf: Was, ich kenne Amin el Hawadjah nicht? Den berüchtigsten Dieb Palästinas? Doch, um bei der Wahrheit zu bleiben: er selbst stiehlt nicht. Aber er kennt alle Diebe. Die stehlen nun und bringen ihm die Beute. Tun sie das nicht (aber sie tun es!) dann sorgt er, daß sie der Polizei oder dem Bestohlenen in die Hände fallen. Tun sie es aber (und sie tun es!), dann sorgt Amin für den prompten Verkauf des Diebesguts. Es kommt auch natürlich manchmal vor, daß sich der Bestohlene direkt an Scheich Amin wendet und ihm bittet, ihm zu helfen, das gestohlene Gut aufzutreiben. Dann ist es in ein paar Tagen zur Stelle. Und der Dieb bekommt etwas davon. Solange die Türken hier das Regiment führten, wurden auf diese Art solche Sachen Viel rascher erledigt, als erst durch Einreichung einer Klage.

Amin el Hawadjah führt noch den Beinamen: Scheich el Charamijeh, das bedeutet: Scheich der Diebe. Das ist nun ganz und gar kein Schimpfname. Denn stehlen ist hier keine Schande. Schande ist nur, bestohlen zu werden. Diebstahl ist hier eine große Beleidigung, die mit allen Mitteln wieder gerächt

werden muß. Und die Diebe haben darum hier tausendmal mehr Angst vor dem Bestohlenen und dessen Familie als vor der Polizei. — Scheich el Charamijeh! Sein Geschäft hat ihn steinreich gemacht. Er hat noch achtundzwanzig lebende Kinder. Zehn Söhne. Und achtzehn Töchter. Er hatte fünfzehn Frauen. Tot. Geschieden. Noch vier sind übrig.

Und was nun alles der Zufall bringen kann! Ein paar Tage später kommt Amin wieder hierher, um mit meinem Freunde Abdul Salaäm Pferde zu handeln. Abdul Salaäm ist der Bruder von Adil Effendi. Und nu erzählt Amin diesem, daß er den Großmufti besucht habe und dort einen europäischen Havadjah getroffe habe. „O“, hat da Adil ausgerufen: „dieser Havadjah ist ein sehr guter Freund von uns“. Und da hat nun Scheich Amin Adil aufgefordert, wir beide möchten ihn mal besuchen. Er wohne in Naälin, hoch oben im judäischen Gebirge. Östlich von Ludd und Ramleh. NIch weit von Midji, dem alten Modin, der Heimat der hasmonäischen Heldenfamilier. — Adils Augen strahlen vor Freude, als er mir die Einladung ausrichtet. Wie, ich könne noch zweifeln, ob man hingehen soll? Ob ich einen solch mächtigen Scheich derartig beleidigen wolle? Ja, aber ich kann doch noch lange nicht gut genug arabisch, um mich mit einer solch hochgestellten Persönlichkeit auch würdig zu unterhalten. Doch das macht nichts, sagt Adil, denn er geht ja mit und wie er ist, will er mir Dolmetsch sein. Nun aber was dann, wenn man uns unterwegs beraubt? Und ich erzähle Adil, was ich alles über den ehrenwerten Scheich El Charamijeh habe erzählen hören. Aber da wird Adil wild. Wie kann man einen solch mächtigen Scheich so lästern. Jawohl, Amin El Hawadjah kennt alle Diebe und weiß von allen Diebstählen Bescheid. Aber natürlich hilft er doch nur den Geschädigten. Und ist es da nicht selbstverständlich, daß man ihm für seine Mühe etwas vergütet? Soll er denn Schaden erleiden, wenn andere so dumm sind und sich bestehlen lassen? — Nun es ist recht, wir wollen die Einladung annehmen. Es wird eine große Reise werden, Naälin liegt fast zwanzig Kilometer nordwestlich von Jerusalem. Aber es führt kein rechter Weg dorthin. Nur ein Fußweg. Vielleicht aber auch durch die Berge ein schmaler Reitweg. Wir müssen also mit dem Frühzug nach Ramleh oder Ludd fahren. Dort übernachten. Und am nächsten Morgen zu Pferd durch die Berge. Kein Fahrweg. Und zwei Tage nicht zu Hause. Adil schafft zu Hause

zwar auch nichts. Aber es ist doch immerhin etwas ganz anderes, wenn man unterwegs faulenzt.

III.

Nicht wahr, bevor man auf Reisen geht, ist es doch ganz gut, über den zukünftigen Wirt Informationen einzuholen. Und dies ist die Antwort, die wir von sehr zuverlässiger Seite erhalten haben:

„Amin el Hawadjah ist das Haupt einer Räuberbande, die den ganzen Distrikt unsicher macht. Unter seinem Kommando stehen hundert gut bewaffnete Reiter. Die sind ihm mit Haut und Haar verschworen, Das Glück war ihm meistens hold, viele Dörfer zwang er dazu, ihn als Scheich anzuerkennen. Die türkische Regierung war gegen ihn machtlos. Zwar wurde er verschiedene Male eingesteckt, aber immer schnell wieder entlassen, da man sich vor seinen Banden fürchtete. Als die englische Besetzung Palästinas kam, begann sein Einfluß zu steigen. Auch die nationale arabische Bewegung half da mit. Die Führer der Bewegung schmeichelten ihm. Das machte ihn stolz und er versprach ihnen zu helfen. Obschon er eigentlich keine Erziehung hatte, gelang es ihm, sich mit den englischen Behörden gut zu stellen und der Militär-Gouverneur von Ramleh hat ihn des öfteren besucht. Nun stiehlt er selbst schon lange nicht mehr. Er ist nur noch „Das Bett der Diebe“, oder wie es auf arabisch heißt: „Yatack il Charamijeh“. Zu ihm bringt man das gestohlene Gut und er bringt es dann an den Markt“.

Jeder weiß das in Palästina. Auch Mohammed, der bei Herrn Goldsmith arbeitet, kennt ihn. Und als ich ihn frage, ob er schon mal von Amin el Hawadiah gehört habe, gibt er nur ein Wort zur Antwort: Maälum. Und ich frage weiter: „Ist das vielleicht der Scheich el Charamijeh?“ Nun, die Frage ist doch wirklich nicht so gefährlich. Aber die Antwort könnte gefährlich sein. „Ja“, sagt darum Mohammed nur: „Ich bin aus einem anderen Dorfe. Ich kenne mich da nicht so genau aus. Vieles, was man erzählt, ist unwahr. Allah möge alle Lästerer strafen. Doch auch die Diebe strafe Allah“.

IV.

Nicht wahr, die Auskunft ist günstig? Und so können wir uns ganz beruhigt

auf die Füße machen. Wen man auch immer bestehlen mag, den Gästen des Räuberhauptmanns wird man doch sicherlich nichts antun. Wir wollen Amin einen Brief schreiben, daß wir nächsten Dienstag ihn besuchen werden. Adil setzt den Brief auf. Es ist keine leichte Sache, denn Amin Effendi ist ein großer Scheich. Und da muß jedes Wort genau abgewägt werden. Doch wir haben dafür auch einen musterhaften Brie herausbekommen:

„An Seine Excellenz, den Hochwohlgeborenen Herrn Amin el Hawadiah. Er möge lange leben! Amen.

Wir gestatten uns zuerst, Ew. Excellenz die besten Grüße zu übermitteln und uns nach Ew. Excellenz Wohlergehen zu erkundigen. Ew. Excellenz wird sich vielleicht entsinnen, daß Sie vor kurzem nach El Kuds kamen und Seine Eminenz den Großmufti Kamil Effendi Hussein besuchten. Sie trafen dort einen fremden Herrn, der später von Ew. Excellenz zum Besuch aufgefordert wurde. Das veranlaßt uns, Ew. Excellenz diese Zeilen zu schreiben und wir hoffen, am dritten Tag der nächsten Woche Ew. Excellenz zu besuchen. Allah ist groß. Die Unterzeichneten hoffen, Ew. Excellenz und Familie beim besten Wohlsein anzutreffen.

Adil Aweda

Jacob Israel de Haan Kuds

Geschrieben zu El Kuds am vierten Tag des ersten Monats Raba im Jahre 1338“
Auch die Adresse ist malerisch. Rechts oben in die Ecke schreiben wir:
„Von El Kuds“. Das heißt „Die Heilige“. So nennen die Araber Jerusalem. Und links unten; „Nach Naälin“. Und in der Mitte: „An Seine Excellenz, Herrn Amin el Hawadjah, lang möge er leben, Amen!“

Du, gutmütiger Leser, glaubst nun, wir hätten auf diesen Brief eine Briefmarke von fünf Milliemes geklebt und ihn dann weggeschickt? Aber dann wäre der Brief in den sechs Tagen, die unserem Besuche noch vorausgehen, sicherlich nicht angekommen. Nein, wir haben den Brief einem Bekannten nach Rechoboth mitgegeben und der will ihn mit Läufer nach Naälin schicken. Das kostet uns sieben Schilling. Am Samstag abend bestätigen wir nochmals telegrafisch unseren Besuch. Doch sieh mal einer an, das Telegramm kam gerade, als wir Mittwoch früh von Amin Abschied nahmen, in Naälin an. Es hat neun Piaster gekostet.

V.

Adil freut sich unbändig auf diese Reise. Er macht die Besorgungen. Da ich unterwegs nichts essen kann, kauft er für mich Konserven. Wir nehmen auch Eier mit. Und Schokolade. Auch Bonbons kauft Adil. Für Amins viele Frauen und Kinder. Er besorgt vier Kilo buntfarbige Bonbons, insgesamt zum angemessenen Preise von einem

halben Pfund. Je besser die Färbung, desto repräsentabler das Geschenk. Er kauft auch vier Kilo türkisches Zuckerwerk, das hier Halkum heißt. Auch hier betragen die Kosten ein halbes Pfund. Und eine große Blechdose für anderthalb Schilling. Ich frage Adil, ob denn acht Kilo Bonbon nicht etws zu viel wären? „Nein“, sagt Adil: „wissen Sie denn nicht, daß wir einen mächtigen Scheich besuchen? Und wird man uns denn noch achten, wenn wir weniger mitbringen?“ So ist es nun einmal hier. Alles handelt man bis zum Äußersten herunter. Aber mit Geschenken schmeißt man großartig herum. Und der Besucher wird nach de seines Geschenkes eingeschätzt. „Man wird vor uns Respekt haben“, sagt nun Adild sehr befriedigt. Wenn Adil etwas nicht mag, dann sagt er einfach: „Man wird uns verachten“. Und dann ist es vorbei.

VI.

Allah ist gnädig. Montag mittag haben wir herrliches Wetter. Der Regenwind hat noch nicht begonnen. Und so könnean auch für den nächsten Tag gutes Wetter erwarten. Wir fahren (für zwanzig Piaster!) zum Bahnhof. Und für sechzig Piaster pro Person von Jerusalem durch die Berge nach Ludd. Und dann wieder für fünfundzwanzig Piaster mit einem kleinen Wägelchen, durch belebte Wege, nach Ramleh. In Ludd ist nämlich kein Hotel. Das Hotel in Ramleh ist zwar mach mehr Spelunke als Hotel. Nicht teuer, das muß man sagen. Es besteht nur aus zwei Zimmern. Eins mit vier und eins mit zwei Betten. Von Zimmern mit einem Bett hat die Wirtin niemals was gehört. Ob wir verrückt wären? Jeder von uns zahlt zwei Schilling. Was, für dieses Geld wollen wir noch sauberes Bettzeug haben? Ob wir verrückt seien? Gut, wenn wir noch einen Schilling zuzahlen, bekommen wir auch sauberes Bettzeug. — Und nun wollen wir zuerst einmal sehen, wo wir Pferde auftreiben können. Wir gehen natürlich deswegen in die Apotheke. Denn die Apotheke

ist der Klub von Ramleh. Der Apotheker hat mit Adils Bruder gleichzeitig in Beirut studiert. So gegen Abend kommen die Honorationen der Stadt her, um mit dem Apotheker ein Plauderstündchen zu halten. Pferde? Reitpferde sind nicht da. Die sind jetzt zu teuer. Aber wir könnten doch Amin el Hawadjah einen Brief schicken und ihn bitten, er möge uns ein paar Reitpferde und einen Führer hierher schicken. Und so geben wir für einen Nachläufer nach Naälin ein halbes Pfund aus. Wir geben ihm außerdem noch einen englischen Brief mit, in dem wir allerlei Gutes vom Läufer erzählen, falls er durch englische Patrouillen angehalten wird. Und dann natürlich einen schönen Brief für den Scheich. Der Mann nimmt sich einen festen Stock mit, zum Schutz gegen Schakale. Dann rennt er los.

VII.

Und schon bei Morgenanbruch kommt Shakib, der zweite Sohn des Scheich, zu uns. Der Vater erwartet uns in seinem Landhaus bei Naälin. Es heißt „Dar Salameh“: Wohnung des Friedens. Mir schickt er sein bestes Pferd. Und einen schönen weißen Esel für Adil. Und er, Shakib, reitet auf einem guten grauen Esel. Erst frühstückt man gemeinsam, Natürlich ohne Mauer und ohne Gabel. Das Brot brechen wir auseinander. Tauchen es in mitgebrachtes Sardinenöl. Und nehmen mit den Fingern Sardinen dazu. Ab und zu zittert ich etwas. Aber ich kann den Sohn eines so mächtigen Scheichs nicht beleidigen und mit Messer und Gabel essen, wie es die blöden Europäer tun. Jeder von uns sitzt an seinem Teller, separiert, wie grirnmige Feinde. Und dann gehts fort. Shakib auf seinem kleinen grauen Esel, der außerdem noch unsere beiden Koffer mitschleppen muß. Dann Adil. Und dann ich. O, was man mir ein für gutes Pferd geschickt hat. Ja, der Scheich ist groß. Er hat ein Rassepferd gesandt. Und dem Pferde folgt auf Schritt und Tritt sein zwei Monat altes Füllen. Es trägt eine blaue Perlenschnur um den schlanken Hals. Um gegen das Böse Auge geschützt zu sein. Und überall trippelt es auf zierlichen Füßchen mit. Ach, wie es doch herrlich ist, so durchs Land zu reiten. Überall der weite Ausblick bis zu den weiten, blauen Berglinien. Wir reiten an Ludd vorüber. Palmen. Der erste Regen ist schon gefallen. Und so kommen wir ab und zu durch Pfützen.

Ich denke an meine Jugend und seufze. Aber verlasse schnell meine Erinnerungen. Und mir fällt die merkwürdige Erzählung von Aart v. d. Leeuw „Sint-Veit“ ein.

VIII.

Die Dummheit. Und das Wunder. Shakib spricht mit mir darüber. Das braune Mutterpferd das Saäda, die Reiche, heißt, trappt ruhig mit mir dahin. Nur wenn Automobile und Motorräder vorbeikommen, kann es ungemütlich werden, sagt Shakib. Aber hier begegnet man solchen nicht. Man darf es auch nicht schlagen. Auch nicht liebevoll mit dem Zügel. Denn dann geht es durch. Ach, wenn mir Shakib das doch nur nicht erzählt hätte. Denn kaum an Ludd vorüber, fangen Shakibs Worte mich zu quälen an. Wir reiten hügelige Wege. Nach langem Kampf, der im Herzen, Kehle und Puls ausgefochten wird, gebe ich dem Pferde einen leichten Schlag. Es galoppiert sofort. Ein kurzer, kräftiger Galopp. Vielleicht kommt es zur Vernunft, wenn ich jetzt die Zügel etwas anziehe, und nimmt wieder den gewöhnlichen Gang. Und ich gebe nochmals einen Klaps mit dem Zügel. Nun aber bin ich erledigt. Ich hab genug. Tief gekränkt galoppiert das Pferd davon. Ich fühle den langen Galopschlag. Das Füllen hat sich losgerissen. Nun, die Knie eindrücken. Die Zügel anziehen. Das Pferd stellt sich auf die Hinterfüße. Nieder. Dann weiter. Ich habe keine Angst. Gleich falle ich. Füße in den Steigbügel. Wahrhaftig, mit zwei Schlägen ist ein grausamer Tod nicht zu teuer bezahlt. Aber das Leben ist gar nicht so arg. Ich werde doch wohl nur in diesem oder jenem Bette sterben. Plötzlich steht das Pferd. Weit hinten läuft das Füllen. Nun kommt es nach. Und ganz weit hinten kommen Shakib und Adil. Sie schlagen auf ihre Esel ein. Treten den Tieren in den Bauch. Shakib jammert: was ich denn getan hätte, ob ich über sein Haupt Schande und Gram bringen wolle? Wie könne er vor seinem Vater erscheinen, wenn dem Gast ein Unglück zugestoßen sei? Nun wollen sie beide vorausreiten. Und ich denke im Stillen: Wenn mir Adil wirklich ein wahrer Freund wäre, hätte er doch sagen müssen: Herr, wenn Sie verwundet wären, hätte ich mir selbst auch Wunden beigebracht. Wenn Sie getötet worden wären, hätte ich gewiß mich selbst getötet.

Am nächsten Tag beim Zurückreiten sagt Adil: „Herr, wenn Sie sich gestern

verwundet hätten, hätte ich mir Wunden beigebracht. Und hätten Sie sich gestern tödlich verletzt, hätte ich mir selbst den Tod gegeben“. Erschrocken schaue ich auf. Aber es ist nichts weiter als die Ewigkeit.

IX.

Dar Salameh. Mag sein. daß er der Scheich der Diebe ist, aber anständig empfängt er doch. Das Haus liegt auf einem Hügel. Vom flachen Dach halten sie Ausschau. Und sobald sie uns sehen, kommen sie herunter. Der Scheich, die Söhne, die Diener. Die Frauen bekommen wir ja nicht zu sehen. Mit Ausnahme des Dienstpersonals.

Ein geräumiger, schöner Innenhof. Pfauen, Fasane, Hühner. Und die kleinen Schäfchen. Hier kann man sehen, wie Ziegen und Lämmer auf dem Felde zur Welt kommen, Wir gehen ins Haus. Ein Salon. Ja, der Scheich ist modern. Auch ein Sofa steht da. Ich setze mich auf einen unbequemen Stuhl ans offene Fenster. Ja, luftig und sonnig. Ich weiß: Ihr habt vom November ab Eis und Schnee. Hier aber wechseln die Regentage mit Sonnentagen. Und die sind viel herrlicher als selbst im Sommer. Und was für eine Aussicht! Soweit wir blicken, gehört das Land unserem Gastgeber. Ganz, ganz weit hinten sieht man Häuser von Ludd und Ramleh.

Nun kann ich ihn genau betrachten. Ein kleiner, stämmiger Kerl. Sauber und nett in seinem weißen Gewand mit braunem Oberkleid. Zu Hause läuft er barfuß herum. Ein kluges Gesicht. Keine Erziehung? Er wird sich wohl selbst erzogen haben. Was willst Du mehr?

Er ist sehr liebenswürdig und gesprächig. Ja, er haßt die Türken. Sie haben ihn zum Tode verurteilt. Und hätten ihn wie einen Hund aufgeknüpft, wenn sie seiner habhaft geworden wären. Dagegen mit den Engländern sehr befreundet. Er war ihnen während des Krieges behilflich. Er zeigt uns Anerkennungsschreiben von englischen Offizieren. Fein, was? Er kann es zwar selbst nicht lesen. Aber Adil Effendi kann es ja übersetzen. Die Engländer haben ihm auch schöne Geschenke gebracht. Natürlich hat er sich nicht lumpen lassen und schöne Geschenke zurückgegeben. Er erzählt uns ausführlich was die englischen Geschenke und was seine wert waren. Er hat wahrhaftig nichts daran verdient. Aber Allah ist groß. Allah hat ihn mit allem gesegnet.

Nun ist er schon sechzig Jahre alt. Schaut aber wie ein Vierziger aus. Er lacht geschmeichelt. Ja, wir hätten erst seinen Vater kennen sollen. Der war, als er starb, ungefähr achtzig. Allah ist groß, Er hatte acht Söhne. Die waren sehr traurig, als der Vater starb, sehr traurig natürlich. Denn solange der Vater lebte, haben sie ja viel von ihm geschenkt bekommen. Nicht wahr? Nun ruht er bei Allah. Allah ist groß.

X.

Ich erkundige mich nach ,den Söhnen. Jawohl, es sind zehn. Und achtzehn Töchter. Shakib hat uns ja abgeholt. Beim Mutti sah ich Soliman. Jetzt kommt der Älteste herein. Ein Prachtkerl. Er heißt Fares, was Reiter bedeutet. Deshalb wird Amin auch Abu Fares, der Vater des Fares, genannt. Das ist hier so: man nennt den Vater nach dem Sohne. Ist jemand verheiratet und hat keine Söhne, dann nennt er sich Abu mit dem Namen seines Vaters. Darin liegt der Wunsch, daß ihm ein Sohn geboren wird, der den Namen des Großvaters tragen soll. Scheich Amin el Hewadjah besitzt Visitenkarten. Drauf steht englisch und arabisch: Amin Osman el Hewadjah. Aber hier kennt man ihn nur unter dem Namen Abu Fares. Shakib ist schon verheiratet und hat ein Kindchen, das Mohammed heißt.

Wo steckt denn der kleine Mohammed? Er ist kürzlich gestorben. Meskin, sage ich mitfühlend. Aber Abu Mohammed tröstet: Min Allah.

Abu Fares hat jetzt nur noch vier Frauen. Sie wohnen in seinem großen Hause in Naälin, wohin wir ja heute Mittag gehen wollen. Gibt es nicht ab und zu mal Zank unter ihnen? „Maälum“, sagt Abu Fares mitleidig lächelnd: „sie fürchten sich vor mir“.

XI.

Gäste kommen. Vier Dorfhäupter aus der Gegend von Gaza. Große, starke Menschen. Sie kommen her, um Vieh zu verkaufen. Vielleicht ist es gestohlen. Aber Amin el Hawadjah weiß es ja nicht. Sie bitten uns, wir möchten sie doch mal besuchen. Adil schaut kühl drein. Wir können uns zusammen französisch unterhalten. „Wollen wir hingehen, Adil?“ Und er antwortet: „Nein, wir gehen natürlich nicht. Sind es denn große Scheichs? Bekommen wir bei ihnen so

gute Sachen zu essen, wie Abu Fares sie uns gleich geben wird? Wird man uns überhaupt noch achten, wenn wir einen so entfernten Besuch bei solch gewöhnlichen Dorfhäuptern machen? Nein, wir gehen nicht“. Die vier Dorfhäupter, die natürlich keine Ahnung haben, daß über ihr Schicksal beschlossen wird, schauen ehrfurchtvoll Adil an, der sich mit dem fremden Herrn unterhalten kann. Und Adil antwortet ihnen, daß wir gerne kommen werden, wenn Wind und Regen gut sind. O, Adil hat gute Manieren. Aber die Europäer haben sie nicht.

Nun bekommen die Gäste eine tiefe Schüssel schön gefärbtes Zuckerwerk und eine tiefe Schüssel türkischer Süßigkeiten. Da zerfließen die acht Kilo! Wie Brot essen sie die Bonbons.

Und dann gehen wir zum Essen runter in den Hof. Man ißt hier so: eine platte Blechschüssel. Ich schütze einen halben Meter im Durchschnitt. Die wird mit Pfannenkuchen belegt. Die Schüssel voll mit Reis. Und auf dem Reis Fleisch, Nun erst Mal Hände waschen. Dann ein Stück Pfannenkuchen. Eine Faust voll Reis. Das Alles in der rechten Hand zusammenkneten. Ein Stück Fleisch dazu. Und dann das ganze Zeug reinstecken. Machs mal nach. Und beschmutz dich nicht. Abu Fares, der ein liebenswürdiger Hausherr ist, ißt mit seinen Gästen zusammen. Gleich wird er auch mit uns zum Mitessen kommen. Die Pfannenkuchen-, Reis- und Fleischschüssel ist leergegessen. Händewaschen und Kaffee.

XII.

Wir essen an einem Tisch. Auch Stühle sind da, Messer und Gabel. Denn Abu Fares ist ein nobler und freundlicher Hausherr. Er hat aus Jaffa einen Koch kommen lassen. Schade, daß ich von den meisten Sachen nichts essen kann. Aber man hat auch für mich gesorgt: frische Datteln, Orangen, Tomaten und Oliven. Die Söhne essen nicht mit uns. Das würde sich nicht passen. Sie stehen hinter dem Tisch. Nehmen dem Koch die Schüsseln ab. Stellen sie wieder fort. Geben uns Wasser. Und Wein. Von Rischon le Zion, Scheich Amin Osmam genannt Abu Fares, ißt so, als ob er noch nie eine Pfannenkuchen-, Reis- und Fleischschüssel gesehen hätte. Nun, der Koch hat gut vorgesorgt. Man bringt eine Schüssel Fleischpasteten, gebratene Kartoffeln mit Hammelfleisch, Huhn

mit gekochten Äpfeln, eine Schüssel Reis und Ziegenfleisch. Dann Dessert. „Adil“, warne ich als Älterer den Jüngeren: „ich fürchte, Du ißt zu viel“. „Natürlich ess' ich zu viel“. antwortet Adil: „Wär es Ihnen vielleicht recht, wenn ich von all diesen guten Sachen wenig esse? Was würde Abu Fares von mir denken?“ Ich entschuldige mich. daß ich nicht essen darf. „Min Allah, min Allah“. gibt Abu Fares mit freundlichem Lächeln zur Antwort: „alles was übrig bleibt, bekommen die Armen zu essen, damit sie den Tag Eures Bauches in guter Erinnerung behalten. Und es wird viel bleiben, und sie werden viele gute Gebete für Euch aussprechen“.

XIII.

Nach dem Kaffee gehen wir nach Naälin. Das ist das vornehmste der zwölf Dörfer, über die Abu Fares Scheich ist. Adil sagt mir, man würde uns viel mehr achten, wenn wir ruhig in Dar Salameh blieben. Aber ich versichere ihm, daß man in Europa die Hauptstadt eines Scheichs nie unbesucht läßt. Und europäische Argumente schlagen bei Adil immer durch. Wir gehen. Ein wunderlicher Aufzug. Ich auf dem hübschen Mutterpferd mit dem Füllen. Adil mit dem weißen Esel. Auch drei Söhne gehen mit, alle auf Esel. Und auch ein Enkelchen von Abu Fares, der eine große Säge nach Naälin bringen will.

Durch die Berge. Groß und verlassen liegen sie da. Noch ist der Winterregen nicht gefallen. Und der Wadi, worin das Wasser sonst rauscht, ist noch trocken. Wir reiten durch. Und dann über schmale Felswege, wo Pferd und Esel ganz vorsichtig die Füße setzen müssen, damit sie auf dem glatten Gestein nur nicht ausrutschen. Reiten hintereinander. Alles ganz still, nur der Hutschlag und das Echo. Und das kleine Füllen, das verzweifelt Umschau hält, wenn es zwischen Felsen verloren seine Mutter zwar noch sieht, aber nicht rankommen kann. Ach, wie es Angst hat, die Mutter zu verlieren. Und wenn der Abstand groß geworden ist, dann hält das Füllen nicht mehr aus, kommt schnell herbeigetrappt und drückt sich an die Mutter.

Wir reiten langsam, ermüdend. Ich seh überhaupt keinen Weg. Aber meine Freunde sehen den Weg. Sie finden in den dunkelsten Winternächten ohne Licht die Wege hier.

Am Naturbrunnen, der tief in den Felsen liegt, rasten wir etwas. In Dar

Salameh trank ich schon dieses Wasser. Ein süßlicher Geschmack, als wär's gezuckert. Doch es reines Wasser. Hier fangen wir es direkt aus dem Felsen auf. Eiskalt.

Der Frühregen hat das erste Grün schon hervorsprießen lassen. Die Tiere fressen davon. Das Füllen trinkt an der Mutter. Das sitzen wir nun in der dunklen Brunnenhöhle, plätschern im Wasser und schauen ins Licht. Adil, sein Glück vor sich hinräumend, sagt's: „Allah hat uns gern heute“.

XIV.

Wir reiten weiter hinaus. Ganz weit, hoch oben sieht man eine Handvall Häuser: Naälin. Das Himmelszelt unendlich weit sichtbar. Über Felden, Hügel und Täler windet sich der Weg. Wir müssen sehr vorsichtig reiten. Und die Tiere suchen ein Stückchen Boden, wo sie fester und sicherer auftreten können, als auf den glatten, felsigen Steinen. Im Mittelalter muß Naälin ein unnahbares Räubernest gewesen sein. Aber das Mittelalter ist vorbei. Und unnahbare Diebesnester gibt es nicht mehr. Man kann Naälin vom Meer aus beschleßen. Oder aus der Luft Bomben schmeißen. Was wohl die anderen denken? Ich kann die Söhne und den Enkel nicht fragen, denn solch dumme Fragen stehen nicht in meinem arabischen Lehrbuch. Aber ich frage Adil. Und seine Antwort: „Alles liegt bei Allah“.

Und weiterwinden wir uns in die Höhe. Es sieht aus, als ob Naälin ganz nahebei läge. Die Esel gleiten nicht aus. Aber das Pferd ist schon zweimal ausgerutscht. Adil sagt: „Geht runter. Und nehmet den Esel“. Aber ich will lieber umkommen, als mich blamieren.

Das letzte Stück ist ein ebener Weg. Die Esel im Trapp. Das Pferd im Trapp. Spät nachmittags reiten wir ein. Und das kleine Füllen kommt hinterher.

XV.

In Naälin ist eine Schule. Und es gibt hier Knaben, die schreiben und lese können. Vor der Schule ist ein freier Platz, der rings ummauert ist. Zwei Stühl stehen auf diesem freien Platz. Wir darauf. Und auf den Mauern sitzen die Honoratorien der Stadt. Alles Söhne Abu Fares kommen herbei. Der jüngste kann noch nicht laufen. Jedes Alter ist vertreten. Alles sind schüchtern und

brav. Sie bringen uns Kaffee. Und Abu Fares hat Shakib, Abu Mohammed genannt, einen Teil der acht Kilo Bonbons abgegeben. Erst saß Shakib auf der Mauer in der Nähe meines Stuhls. Aber später trat er den Ehrenplatz seinem Onkel, dem Bruder seines Vaters, ab. Daneben der Bürgermeister und daneben der Lehrer. Sie alle rühmen die Weisheit von Abu Fares. Früher haben die verschiedenen Dörfer oft im Streit gelegen. Aber seitdem Abu Fares über alle Scheich ist, haben die Zwistigkeiten aufgehört. Sie fürchten ihn. Der Bruder, der neben mir sitzt, ist auch ein angesehener Mann. Abu Fares ehrt ihn. Damals, als Abu Fares ein Kind bekam, ging er zu ihm und bat ihn um einen Namen. Ein Beweis, wie sehr er ihn achtet.

XVI.

Aber nun müssen wir wieder zurück. Die Dämmerung fängt an, über Berge und Täler zu ziehen. Hinten im Westen, wo das jaffaer Meer liegt, taucht der Sonnenball groß und feurig unter. Zwei Söhne und der Enkel bleiben in Naälin. Shakib geht mit uns. O, Welch wundervolle Stunde. Schon verschwinden die Schatten der Sonne. Doch die Schatten des Mondes sind noch nicht sichtbar. Alles in unendlicher Zartheit. Die Ziegen- und Schafherden ziehen heim. Die Hirtenjungen tragen eben auf dem Feld geborene Ziegen heim. Aber weiter fort vom Dorf ist niemand zu sehen. Der Himmel ungetrübt blau. Der Silbermond. Und all die glitzernden Sterne. Und die Ruhe in den Bergen. Später die schwarzgoldenen Mondschatte. Wir sprechen nicht. Sind müde. Herrlich müde. Das brave, große Pferd kennt den Weg. Und vorsichtig trappt es über die Steinen. Und die Anhänglichkeit des kleinen Füllens. Wenn's zurückbleibt rufen wir: „Taäl, Taäl“. Und dann kommt es bei gelaufen. Gott hat uns heute lieb. Ich lächle über Adils Worte. Und in heimlichem Lächeln reiten wir weiter. Hoch und weit, auf Hügeln gebaut, liegt Dar Salameh. Wir sehen die Lichter. Aber es ist noch ziemlich weit. Überall da, wo wir an Zelten vorüberkommen, schlagen die wachsamen Hunde an. Wer reitet so spät auf Gebirgs wegen nach Hause?

XVII.

Adil seufzt. Ob er wohl müde ist? Nein, aber er hat Hunger. Gott sei Dank,

daß wir schon zu Hause sind. Der Mond scheint und beschattet die Häuser. Die Hirten kommen mit den Schafen zurück. Die laufen auf dem Hof noch hin und her.

Aber der arme Adil hat Hunger. Doch der Koch aus Jafia hat gut gesorgt, Auf dem Tisch hat er eine Schüssel mit Fleisch gefüllter Kohlblätter zurechtgestellt. Hasche mit Kartoffeln. Huhn und Reis mit spanischem Pfeffer. Lammfleisch mit Schneidebohnen. Und ein großer Fisch, den man heute mittag extra von Jaffa geschickt hat. Dann noch Kuchen und Früchte. Kaffee und Tee. Morgen wird Adil sicher verdorbenen Magen haben. Und die Armen werden noch viele Tage für uns beten.

Wir übernachten natürlich. Im Salon. Ich bekomm das Bett. Für Adil wird ein Schlafsack auf den Boden gelegt. Daneben der Hausherr. Das ist hier so Sitte. Gäste und Hausherr schlafen in einem Zimmer. Er muß aufpassen, daß den Gästen nichts passiert. Über weite Wiesen scheint der Mond ins Zimmer hinein. Spielt in wunderlichen Figuren über die türkischen Teppiche.

Und wenn Du nun vielleicht fragst: was waren wohl die letzten Worte, die Du mit Deinem Freunde an diesem Abend wechseltest? Doch sicher etwas Poetisches? — Nein, gute Freunde, mit Poesie hatte es nicht im Geringsten zu tun. Adil Effendi fragte mich nur, wieviel Backschisch wir morgen geben sollen. Denn hat Abu Fares uns nicht fürstlich aufgenommen? Hat er uns nicht Reittiere zugesandt? Sicher wird er uns morgen vor der Abreise noch manche gute Sachen vorsetzen. Wir müssen also jedem Hausangestellten ein halbes Pfund Backschisch geben. Dann wird man uns auch sicher ehrfurchtvoll anschauen. Dem Scheich können wir natürlich Geld nicht geben. Aber er wird sich mit unserer Fotografie und Visitenkarte freuen. Auch Shakib, der uns in Ramleh abholte, wird uns gewiß noch mehr achten, als er es jetzt schon tut, wenn wir ihm eine schöne Wagenlaterne schenken. Ich sage, daß wir so tun müssen, wie es sich gehört. Ich sei mit seinen Vorschlägen einverstanden. Da legt Adil sich beruhigt schulen, glücklich in Gedanken an all' die Achtung, die ihm morgen ohne Zweifel zuteil werden wird.

XVIII.

Wir werden schon frü schon frühmorgens wach. Die Nachtkühle. Die langsam

aufsteigende Hitze. Die Vöglein, die Sonne. Leben kommt in Haus und Hof des ehrenwerten Scheichs, der wahrscheinlich das Bett der Diebe, der Yatack-il-Charamijeh, ist. Aber wer weiß schließlich etwas Bestimmtes? Es wird so viel getratscht. Möge Allah, der groß ist, alle Bösredner strafen, und auch die Diebe strafe er.

Auf dem Dach mit dem freien, weiten Ausblick nehmen wir das Frühstück ein. Der Koch hat nochmals zum Schluß alle Künste zeigen wollen. Und zum Schluß fragt Adil nochmal, ob er einen so mächtigen Scheich beleidigen und nur wenig von all den guten vorgesetzten Sachen essen solle? Geben Backschisch. Reiten fort. Dieses Mal nur ein Diener mit uns, der nebenher läuft und die Pferde wieder zurückbringen soll.

Dann reiten wir langsam durch du herrische Land. Einen anderen Weg, als auf der Hinreise. Der jüdischen Kolonie entlang. Ben Schemen. Nur Angenehmes. Mit einem jüdischen Bauer und Bäuerin, die den Winteracker pflügen, unterhalte ich mich von meinem arabischen Pferd hebräisch. Die Kindergärtnerin kommt uns mit kleinen jüdischen Knaben und Mädchen entgegen. Und die dürfen alle mal mit dem kleinen Füllen spielen. das eine blaue Schnur um den zielich-schlanken Hals trägt. Gegen das Böse Auge. Ein jüdischer Schmied. Nur jüdisches Leben.

Und dann zum Bahnhof nach Ludd. Und da Jabotinsky treffen, der gerade nach Jerusalem fährt. Und der Zug nach El Kuds, Jerusalem genannt, der heute mal pünktlich eintrifft. Nicht zu glauben. —

WIR FASTEN.

Ja, Jersusalem ist das Herz des Judentums, uns wird das tagtäglich bewußt, da aus Polen Berichte von schrecklichen Pogromen eintreffen. Auch ihr, meine jüdischen Freunde in Holland und Amsterdam, werdet durch diese Nachrichten arg niedergeschlagen sein. Und wir in Jersusalem sind von der wahren Teilnahme vieler Freunde in vielen Völkern überzeugt, jetzt, da ohne jede Ursache unser höchstes Kleinod, unsere guten jüdischen Kinder von den Polen hingeschlachtet werden. Aber hier in Jerusalem. Viele stammen hier aus den Pogromgegenden, wo nun der Todesengel herumgeht, und sich an den Kindern von Gottes frommen Lehranstalten sättigt. An unseren Kindern, die wehrlos sind. Und am Abend, beim Abendgebet, da geht ein weinen und jammern an der Klagemauer. Sie weinen hier um die ermordeten Kinder von Gottes frommen Schulen. Sie weinen, weil der Friede dem jüdischen Volk keinen Frieden brachte. Jerusalem, Jerusalem, wo steigt das Flehen und Klagen inbrünstiger empor? Und weinend gedenken wir der furchtbaren Mittagsgebete des Großen Versöhnungstages. Die jüdischen Märtyrer hatten unter den Grausamkeiten der römischen Henker gelitten. Zwanzig Jahrhunderte. Ein Atemzug der Ewigkeit. Nun schlachtet man jüdische Kinder hin. Zwanzig Jahrhunderte. Ein Atemzug. Amalek. Amalek, das die jüdischen Frauen und Kinder überfiel, als ihnen das Heilige Land vor den sehsuchtsvollen Augen stand. Weder Polen noch Palästina werden wir je vergessen.

Über Jerusalem liegt Verzweiflung. Und das bunte, sonnige Leben geht seinen gewöhnlichen Gang. Hassan, Mohammed, Ibrahim, Schumma: alle arabischen Kinder, die hier schon zu meinem Leben gehören, Aber ich freue mich nicht mehr. Herz und Innres sind in Aufruhr um die Erschlagenen meines Volkes. Und die frommen großen Rabbinen haben in der Stadt Aufrufe anschlagen lassen. In machtvollem hebräisch: alle Festlichkeiten sind verboten. Keine Musik. Kein Tanz. Nichts, nichts. Trauer und Demut. Auf daß Gott sich erbarme und alles Böse von Seinem Volke abwende.

Mit ledem Tag kommen schrecklichere Berichte. Über Jerusalem liegt es dumpf. Wie in einer belagerten Stadt. Wie in einer Stadt, in der die Pest herumgeht. Nein, es Ist nicht nötig anzuordnen, daß keine Feste gefeiert werden sollen. Wir sind geschlagen. Denn die ermordeten Lieblinge von Gottes

frommen Lehrschulen, das waren die Kinder, auf die wir unsere Hoffnung setzten zum Aufbau des jüdischen Volks im jüdischen Land. Und die frommen großen Rabbinen von Jerusalem lassen in ihrem mächtigen hebräisch in der Stadt verkünden, daß wir fasten mögen, zu trauern um die Erschlagenen unseres Volkes. Und an den Anschlagsäulen stehen die frommen Männer, mit den schönen durchgeistigen Gesichtern, und sie lesen. Und wir gehen geschlagen herum. Wie in einer hoffnungslos belagerten Stadt.

Tags darauf. Ein heißer Morgen, Und kein frisches, prickelndes, kühles Morgenbad. Von Allem was Genuß gibt, enthält man sich. Auch kein süßschmeckendes Mundwasser. Ich will was lesen. Oder was schreiben. Aber ich kann nicht. Die Hitze steigt. Grauenhaft. O, wie mir der Kopf schwer ist. Die Kinder, die man in Polen hinmordete. Die Männer. Die Mütter. Die Mädchen. Schreckliche Bilder gaukeln mir vor Augen. Verstümmelte Leichen. Doch wenn ich genau hinschaue, sind es Rosen. Weiße und rote Rosen. Keine menschliche Macht scheint stark genug zu sein, um all dieses Leid zu verhindern. Und unser Land, unser eigenes Land, wird es imstande sein, die Vertriebenen unseres Volkes aufzunehmen? R. Chaim Sonnenfeld, der Große, der Fromme tröstet: Platz genug für Alle hat das Land ... und zu klagen werden wir nicht haben: zu eng ist dieser Platz, um hier zu wohnen: Aber ich schreie auf: „Wozu diese Pogrome ... warum werden Gottes Lieblinge wie die Tiere hingeschlachtet?“ Und er tröstet mich, der Große, der Fromme, so wie ein weiser Mann ein dummes Kind tröstet.

Die Hitze. Der Mund brennt mir. Ich frage mich: „warum trinke ich nicht?“. „Weil die Polen die unschuldigen Kinder meines Volkes ermordet haben“. Amalek. Hunger steigt in der Kehle auf. Warum esse ich nicht? weil die Polen die unschuldigen Kinder meines Volkes ermordet haben. Amalek. Bilder. Blut oder Rosen. Mir ist's so schwindlig. Alles dreht sich nur vor Augen. Wie die Vöglein pfeifen. Wie mein Blut pfeift. O, die Erschlagenen meines Volkes. Soll ich ausgehen? Es ist doch ein

schwerer Tag. Ein langer Tag. Aber er muß land und schwer sein. Wir trauern um unsere Erschlagenen. O, weder die Polen noch Jersualem werden wir je vergessen.

Halb zwei. Ein heißer Tag. Ein langer Tag. Ein furchtbarer Tag. Um zwei

Uhr beginnen die Gebete an der Klagemauer. Unterwegs treffe ich den amerikanischen Misrachisten Dr. Keller. Er fastet natürlich auch. Wir fragen uns gegenseitig nicht wohin wir gehen. Wir gehen zur Klagemauer. In der Jaffastrasse haben alle jüdischen Geschäfte geschlossen.

Die Mutter trauert um ihre Kinder. Und in meinem Kopf hämmert die Frage: „Wird im Hause der Mutter für alle Kinder, die Hungernden, die Vertriebenen genug Platz sein?“

An der Klagemauer. Zwischen der Mauer und der Wand gegenüber ist alles übervoll. Selbst gegenüber auf dem flachen Dach sitzen Menschen. Wahnsinnig heiß ist es. Aus der Stadt läutet es herüber. Man beginnt die Gebete. Klage- und Bittgebete. Das Schaufor (Posaune) wird geblasen. Erschüttemd. Genau wie an den Hohen Tagen, dem Neujahrsfest und Versöhnungstag. Und zwischen den Gebeten um Vergebung schreit es empor: „O, Gott, König, der da sitzt auf dem Throne der Barmherzigkeit“. Und laut weinen die Worte: „Gott, o Gott, der Du barmherzig und gnädig bist“. Die Kinder der frommen Lehrschulen kommen. Sie weinen mit lauter schreiender Stimme. Die alten Männer weinen. Die starke Gestalt Dr. Kellers bebt. Das Schaufor tönt. Und die Hitze. Furchtbar. Rabbi Ben Zion Jadler spricht. Trost. Ermahnung. Beruhigung. Er spricht gewaltig. Laut weinen die frommen Kinder der Lehrschulen Jerusalems, wenn er Gottes Gnade erfleht für die unschuldig Ermordeten des jüdischen Volks. —— Wir sind todmüde, stehen in der Menge eingequetscht. Schon zwei lange, furchtbare Stunden stehen wir hier.

Eine heilige Gesetzrolle wird gebracht. Und man liest den Abschnitt, der an Fasttagen vorgetragen wird, vor, worin Moses die Gnade Gottes für das Volk erfleht. Es ist ganz still geworden. Der Wind rauscht. Der Vorleser liest. Ein ganz alter Mann sagt die Haftarah: Jesajah 55, Vers 6 bis 56, Vers 8, wie auch sonst an Fasttagen. Mit der stillen Ermahnung beginnt es: „Suchet Gott, denn er lässt sich zu jeder Zeit finden. Ruft ihn an, denn stets ist er nahe. Es verfalle der Frevler seinen Weg. Und der Mann der Untat seine Gedanken. Und er kehre zurück zum Ewigen, denn er ist reich im Vergeben“. Und die milden Trostworte Schlusse: „So spricht Gott, der die Vertriebenen Israels sammelt: Weitere werde ich den Versammelten hinzufügen“.

Wir sind in der gedrückten Menge alle müde geworden. Aber die Stimnm

des Alten, der die Haftarah sagt, geht wie ein milder Wind von Trost über unsere Köpfe und unsere Herzen. Der Nachmittagswind hält sich durchgesetzt. Bewegung kommt in die heiße Luft. Der furchtbare Tag ist uns gnädig.

Am Ende der Klagemauer, weit weg vom Vorbeter, setze ich mich auf die Stufen von Hassans Haus. Ich bin so müde. Ein langer Tag. Ein furchtbarer Tag. Der kleine Hassan kommt raus. Heute kann er auf der Straße neben der Klagemauer mit seinem Freundchen Mohammed nicht spielen. Es ist so voll. Man kann sich kaum bewegen. Hassan möchte wahrscheinlich gern in die Bazare gehen. Aber er kommt nicht durch. Seine nackten Füße schauen so wehmütig ans dem Kleid heraus. Er seufzt. Und seine Gazellenaugen im schmalen Gesichtchen. Nein, heute bittet er nicht um Backschisch. Was für viele Juden da sind! Wie viele Juden! Und ihr Schaufor. Und ihr Weinen. Er guckt ganz verwundert aus seinen Äugelchen. Merkwürdig, mit welcher Hingebung die Polen die jüdischen Kinder ermordeten, die genau so klein und zart sind wie der kleine Hassan. Und die große Welt läßt die Polen ruhig ihre Morde ausführen. Ist ein gutes und frommes Kinderleben denn so wenig wert?

Der Abend senkt sich. In die Menge an der Klagemauer ist Bewegung gekommen. Man kommt schon wieder durch, doch man muß noch sehr vorsichtig gehen. Ich kann nicht mehr länger bleiben. Ich bin so müde. O, die Erschlagenen, die unschuldig Erschlagenen meines Volkes. Doktor Keller bleibt noch hier.

Der Abend dämmert schon in den engen Gäßchen nächst der Mauer. Vor mir geht Herr Goldsmit mit den Waisenjungen. Auch die frommen jüdischen Jungen des Waisenhauses sind zu den Gebeten an der Klagemauer gekommen. Manche von ihnen sind durch die russischen Pogrome Ganz- oder Halbwaise geworden. Und dann durch Wohltätigkeitsvereine hergebracht. Auch die Mädchen des Mädchenwaisenhauses haben bis zum Mittag gefastet. Ein ganzer Tag wäre bei dieser Hitze zu schwer gewesen.

Die Dämmerung. Die zarte Dämmerung. Hunger und Durst sind nicht mehr so schlimm. Ich schaue aus meinem Zimmer. Die Felder mit Bäumen und die Hügel. Es ist alles so wundervoll, wie hingehauch. Kaum faßbar, daß wir heute fasteten, weil die Polen unsere Männer ermordeten, unsere Mütter und Kinder. An der mildblauen Luft glitzern die Sterne langsam auf. Ich sehe:

eins, zwei, drei. Der schwere Fasttag ist zu Ende.

MEIN BESUCH BEI KÖNIG FEISUL

a) Den Rosenschluchten entlang.

Um zum Lagerplatz vom Sidna Abdullah oben auf Amman's Hügeln zu kommen, dort wo jetzt König Feisul zum Besuche weilt, fährt man vom Jordan den Rosenschluchten von Es Salt entlang. Doch wenn man viele Prozesse zu führen hat, ist es schwer, zu diesem Ausflug sich paar Tage freizumachen.

Da ist zum Beispiel der Prozeß zwischen Zionisten und Agudisten wegen der gewalttätig erhobenen Steuer auf Mazzoh. So ein Prozeß beginnt gewöhnlich todeinfach. Hier begann er mit einer „gerechten“ Forderung des zionistischen Stadtrats an fünf agudistische Bäcker. Die Bäcker werden von einem blöden, bösartigen Menschen vertreten. Der behauptet nun, die Zionisten hätten ohne jedem Recht zwei Geldbeschlagnahmen vorgenommen. Er bringt den agudistischen Stadtrat zu den Verhandlungen bei und dieser verlangt vom zionistischen Stadtrat das Doppelte der zionistischen Forderung. O, man soll, bevor man zu solchen Prozessen geht, Jesajah und Jirmejahu nicht lesen; aus Verzweiflung könnte man sich sonst die Augen ausreißen. Nun waren schon vierzehnmal Verhandlungen. Und der jüdische Amtsrichter, der einst eine Zierde der konstantinopler Universität war, findet den Fall sehr schwierig. Zwar ist ihm nur das Recht bis zu zweihundert Pfund zu urteilen. Aber der Kläger kann seine Forderung hier geteilt vorbringen. Sogar auch dann, wenn der Anspruch verneint wird. Und so kann vor dem Amtsrichter eigentlich jede Forderung gebracht werden.

Nun wird der weise Richter in vierzehn Tagen sein Urteil sprechen. Aber wird es das Endurteil sein? Die alten Leute hier glauben, daß sie das Endurteil gar nicht mehr erleben werden.

II.

Außerdem haben wir noch wegen der Pekidim-Häuser einen Prozeß. Die Pekidim-Häuser sind natürlich keine gewöhnliche Häuser. Man hat sie von aus Holland, Ungarn und Deutschland gestifteten Geldern erbaut. Und da es unter türkischer Herrschaft verboten war, daß ausländische Gesellschaften, Immobilien erwerben, hat man diese Häuser auf den Namen des Rabbi Akiba

Lehren und zweier anderer Rabbonim eingetragen. Und die amsterdamer Pekidim verwalten diese Häuser. In einem der Häuser wohnt ein sehr gescheiter Mann. Sein Wohnrecht ist eigentlich schon abgelaufen, aber er will sein Glück versuchen. Hier in Palästina besteht die hübsche Einrichtung, daß der Vorgeladene etwas leugnen kann, ohne es beweisen zu müssen. Dieser gescheite Herr leugnet also das Bestehen der Pekidim und Amarkalim. Dann gehören also die Häuser keinem mehr, und er kann wohnen bleiben, wo er wohnt. Wir lesen die alten Korrespondenzen mit diesem Gescheiten nach und finden auch die Briefe, worin er die Pekidim und Amarkalim jämmerlich um eine Wohnung bittet. — Ach, wir beginnen zu zweifeln, ob ein freier Tag uns beschieden sein wird, so daß wir den Rosengärtcn von Es Salt entlang fahren können, hinauf zum Lagerplatz des Sidna Abdullah, oben auf Amman's Hügeln, wo augenblicklich König Feisul als Guest weilt.

III.

Vielleicht wäre das alles gar nicht so schlimm, wenn nicht gerade jetzt noch ein Streit zwischen Zionisten und Agudisten wegen des koscheren Fleischs hinzugekommen wäre. Die Zionisten behaupten, sie hätten das Monopol für Koscherfleisch. Und die Agudisten behaupten, das Schlachthaus stände für jedermann offen, Natürlich ist die Regierung so liebenswürdig und gescheit, vorläufig mal den Zionisten Recht zu geben. Und die Agudisten sind wieder mal so schrecklich dumm, sich das nicht gefallen zu lassen. Gott, welcher Zeitverlust für den ehrenwerten Legal-Secretary Norman Bentwich. Und für den klugen Gouverneur von Jerusalem, Mr. Ronald Storrs, der erst vor einem Monat geheiratet hat. Ach, wie sind die Rosengarten von Es Salt in die Ferne gerückt. — Doch das Leben ist groß und gnädig. Sonntag ist der Mazzo-Prozeß. Montag streiten wir uns wegen der Pekidim-Häuser herum. Und am Dienstag wird der Gouverneur unsere Dummheiten in Sachen Schlachthaus anhören müssen.

Und so schicke ich dem ersten Adjutanten des Sidna Abdulla Hamid Pascha ein Telegramm, daß ich nächsten Mittwoch hinkommen werde, um die Ehre zu haben, Gelaltu el Milk Feisul (S. M. König Feisul) zu sehen.

IV.

Ein Tag der Freiheit. Ich atme auf. Hussian Effendi schickt den schweren

Wagen. Und Mohammed Said soll chauffieren. Aber Mohammed Said kommt nicht. Es ist nur Said ed Dien. Ich kenne ihn schon von früher. Er ist auch bei Hassan angestellt. Zart, doch fesch. Mit schönem Fez, dessen schwarze Quaste niemals verrutscht, sondern immer ganz genau hinten sitzt.

„Du, Said ed Dien“, frage ich.

„Ja, Herr“, sagt Sai'd ed Dien: „ich. Und wenn Sie nichts dagegen haben, dann fahre ich heute den Herrn nach Amman“.

Was ist denn mit Mohammed los ... ist er krank ... ist er faul?“ frage ich weiter.

Und Said ed Dien: „Nein Herr, Mohammed ist weder krank noch faul. Aber, wenn Sie nichts dagegen haben, fahre ich Sie heute nach Amman“. Er schweigt. Er wird rot. Es muß etwas passiert sein.

„Herr“, sagt Said ed Dien, das tiefe Schweigen brechend: „ich muß die Wahrheit sagen ... wir haben Karten gespielt ... und Mohammed Said hat verloren ... bei meinem Glauben, Herr, er hat verloren ... bei meinen Augen ... er hat Alles verloren ... doch, wenn der Herr nichts dagegen hat, bringe ich den Herrn heute nach Amman ... und mein Herr braucht mir nur dasselbe wie sonst an Mohammed Said zu zahlen ... der Herr wird sicher auch mit mir zufrieden sein ... ich weiß es“.

V.

Bethanien, El Azarie genannt, liegt nahe bei Jerusalem. Und aus dem Wagen kann man die große, leere Berglandschaft genießen. Es ist noch früh am Morgen und kühl. Tau steigt aus den Tälern auf. Herrlich ist's, hier tief Atem zu holen. Said ed Dien fährt sehr vorsichtig. Es ist ein schwieriger Bergweg. Wenn wir erst ins Jordantal hinunterkommen, umfängt uns wieder die Hitze. Der Sommer hat das Tal verbrannt und keine Blumen sind mehr da. Nur in der tiefen Verborgenheit des Wadi el Kilt rauscht das Wasser.

Jericho. Die Villen der reichen Jerusalemer liegen verlassen und die Gärten sind verdorrt. Lehmhütten im armen Dorfe. Kein Leben. Träge. Und fürchterliche Hitze. O, überall Hitze.

Und durch das flache Land eilen wir dem Jordan zu. Nach Moabs Bergen, wo die Rosenschluchten sind.

VI.

Hamid Pascha hat zur Allenby-Brücke telefoniert, daß wir durchkommen.

Und nachdem wir vorbei sind, telefoniert man von Brücke zu Brücke unser Kommen, damit falls etwas passiert und wir nicht zur Zeit durchfahren, man uns Hilfe schicken kann. In Schuni, dem Winteraufenthalt des Emirs, geben uns Soldaten aus ihren Krügen kaltes Wasser. Ja, es kommen aus El Kuds nun viele Fremde nach Amman, um Sidna Feisul zu begrüßen. Aber wir sind heute die erste. Sie, die Soldaten des Emirs, sind zufrieden, weil wir zufrieden sind.

Hinter Schuni steigen wir die trotzigen Berge von Transjordanien hinan. Der Weg ist schmal und gefährlich. Rechts die Berge, links die Rosenschluchten. Said ed Dien muß sehr vorsichtig fahren. Die Rosenschluchten fangen an mich zu langweilen. Sie sind höchstens zum Gedicht geeignet. Was ist mit mir los? Bin ich verdrießlich? Oder bin ich glücklich? —— Ja, ich bin glücklich. Wie herrlich ist's doch hier zu fahren. Den Schluchten entlang, wo das Wasser rauscht. Mein Herz wird groß und übervoll. Ich muß etwas liebes sagen. Doch außer Said ed Dien ist niemand da.

„Said ed Dien“, sage ich liebenswürdig: „ich bin ja so zufrieden“.

„Allah sei gelobt“, sagt Sai'd ed Dien: „wenn der Herr zufrieden ist, dann wird der Herr mir sicher auch nicht weniger Backschisch geben, als an Mohammed Seid“.

VII.

Es Salt. Wo die Christen wohnen, ist oben auf den Hügeln gebaut. Hier müssen wir auf dem Gouverneur Ralib Pascha einen Besuch abstatten. Denn wir trafen ihn letztens beim Emir. Ein paar Tage später ist Ralib Pascha mit Scheich Abu Gosch und zwei Offizieren den Rosenschluchten entlanggeritten. Allah hat es so gewollt. Und sie alle fielen die lieie, duftige Schlucht hinunter. Außer Ralib Pascha, sind alle dabei ums Leben gekommen. Allah aber hat Ralib Pascha liehgehaftet. Er hat nur seinen Schädel gebrochen, und seine rechte Hand und eine Rippe. Blöde Zeitungen haben schon seinen Tod gemeldet, Aher (gelobt sei Allahl) es ist nicht wahr.

Ralib Pascha sitzt festlich gekleidet vor der Türe seines Hauses. Auch er will Sidna Feisul besuchen. Wir könnten doch zusammen fahren? Zwei Ärzte fahren mit.

VIII.

Auf der Straße stehen viele Menschen, um Ralib Pascha zum ersten Mal

ausfahren zu sehen. Auf der Türschwelle soll für Allah erst ein Schaf geopfert werden. Ein schönes, weißes Schäfchen. Es weiß noch von nichts. Ist mit Rosen und Grünem verziert. Ein Diener schneidet dem Schäfchen die Kehle durch und nun fließt das Blut über die Steine und das schöne Schäfchen liegt mit hübschen Näschen im Blute. „Allah ist barmherzig“, sagt Ralib Pascha. Drei Männer stützen ihn. Schnell verteilen die Diener unter den Armen das Fleisch. Auch Brot und kleine Geldstücke werden unter den Armen verteilt. Denn Allah hat die Armen lieb. Auch die Blinden hat Allah lieb. Und wenn Blinde und Arme für Ralib Pascha beten, dann wird er wieder bald bald ganz gesund werden.

IX.

Von Es Salt fahren wir in zwei Wagen nach Amman. Der Pascha und der alte Doktor fahren voraus. Der jüngere Doktor fährt mit mir. Auf unserem Wagen ist die Fahne von Sidna Abdullah gehißt. Drei große Streifen. Das Schwarz der Abbessiden. Das Weiß der Omarjaden. Das Grün Von den Tahiniden. Und im weißen Mittelstreifen ein Dreieck mit einer kleinen Fahne. Die Farbe: rot, vom Scherif von Mekka, der der Vater unseres Herrn Abdullah ist.

Nun sind wir an den Rosenschluchten vorüber. Das Land wird breit. Flach, einige Hügel. Wir kommen an Soldaten vorbei, berittene Polizei, Beduinen zu Kamel, Pferd, Esel und zu Fuß. Sie alle ziehen nach Amman, um Gelaltu el Milk Feisul zu sehen. Wir fahren vornehm vorüber, die Fahne auf unserem Wagen. Wegen Ralib Pascha fahren wir aber ziemlich langsam. Das Auto vor uns macht Sai'd ed Dien ganz krank!

„Wir wollen vorbeifahren“, sagt er bittend.

„Sai'd ed Dien“, sage ich: „das wäre Dummheit. Der Pascha würde es sicher sehr übelnehmen, wenn wir so etwas täten ... ich bin sicher, Mohammed Said hätte so etwas gar nicht gefragt ... und ich hoffe, daß auch Du so eine Frage nicht zum zweiten Mal stellen wirst.“

b) Viele Gäste.

Das ist Amman: mit bunten Fahnen und frischem Grün prächtig geschmückt. Und voller Menschen. Die steifen Städter. Und die Beduinen von überallher, in weißen, vollen Gewändern. Schmale, dunkle Gesichter. Mit flackernden,

leuchtenden Augen und schwarzen Bärten.

Wir gehen sofort die Stadt durch, bis außerhalb zu den Hügeln, wo oben die Zelte von Sidna Abdullah aufgeschlagen sind. Man sieht sie schon von weitem. Viele Gäste sind hergekommen. Viele Zelte aufgeschlagen. Soldaten laufen hin und her. Die vierfarbigen arabischen Fahnen wehen lustig im Winde. Ehrenbogen aus geflochtenem Grün.

Gleich werde ich also sehen, ob Hamid Pascha auch in den Makar el Amiri (Lager des Emir) mir so gut Freund ist, wie in El Kuds (Die Heilige = Jerusalem). Jawohl er ist's. Er küßt mich auf beide Wangen wie das gleichwertige Freunde zu tun pflegen. Er nimmt meine Hand und bringt mich in sein Lagerzeit. „Ahlan washalan“ sagt Hamid Pascha: „dies sei Euer Zelt und ich stehe Euch ganz zu Diensten. Der kleine, schwarze Mohammed kommt nun auf bloßen Füßchen herbeigelaufen. Auch er sagt: „Ahlan washalan“, diesen herzlichen Willkommensgruß. Er bringt abgekühltes Wasser zum Trinken. Und auch Wasser in einer flachen Schüssel zum Füße waschen. Und dann noch Wasser in einer anderen Schale, um die Hände zu waschen. Und weiche, weiße, duftende Tücheer. Und jedesmal murmelt er: „Ahlan washalan“, so freundlich und herzlich, als ob es stets das erste Mal wäre. „Mein Herr wird müde sein“, sagt der kleine Mohammed: „mein Herr muß sich etwas ausruhen“. Nun geht alles seinen Gang, Der kleine Mohammed bekommt ein schönes Zigarettenetui mit Zigaretten geschenkt. Denn wenn der kleine Mohammed im Schatten des Zeltes seines Herrn Hamid Pascha sitzt, soll er doch auch ein bisschen rauchen können? Wir haben es bei Abd el Modi am jerusalemer Belladie (Rathaus) gekauft.

II.

Für Hamid Pascha haben wir ein Kistchen mit drei Flaschen Lavendelwasser mitgebracht. Für den kleinen türkischen Burschen Nazief eine Schachtel Bonbons. Und für die kleinen Emirs Talal nd Naif Bonbons und gezuckerte Früchte. Hamid Pascha ist eben zu Sidna Abdnnah hin, um unseren Besuch bei König Feisul in Ordnung zu bringen.

Mittags 3 Uhr. Hamid Pascha wird mir dienstlich zugestellt und wir wollen die beiden kleinen Emirs besuchen. Ihre Zelte sind außerhalb des Lagers. Denn Sidna Abdullah ist der Meinung, es sei nicht nötig, daß so kleine Emirs, die vielen Gespräche der großen Leute mitanhören. Aber sie kommen jeden

Morgen ins Lager, um ihrem Vater Abdullah und dessen Bruder, dem König Feisul, die Hand zu küssen.

Die beiden Emirs sitzen vor ihrem Zelte auf einem Teppich. Der Emir Talal sieht seinem Vater ähnlich. Hübsch, vornehm, ernst, Hitzig, aber er kann sich beherrschen. Der Emir Naif ist menschenscheu. Er trägt ein weißseidesenes Röckchen und einen blauen Wams. Manchmal will er den fremden Besuchern nicht die Hand geben und sich nach ihrem Wohlergehen nicht erkundigen. Wir geben den beiden Emirs die süßen Geschenke.

„Wir danken“, sagt Emir Talal. Er hat anstandshalber die Schachtel aufgemacht und dann wieder gleich geschlossen. Während wir zugegen sind, wird er natürlich nichts versuchen. Aber der Emir Naif, der ja noch sehr jung ist, probiert von den Süßigkeiten, trotzdem wir dabei sind. Der Emir Talal erzählt uns nun von all den wunderschönen Festen, die man zu Ehren seines Onkels des Königs Feisul veranstaltet hat. Dann erzählt er, daß alle Beduinen zu ihm kommen, um die schönen weißen Ziegen anzusehen, die wir ihm vor kurzem geschenkt haben. „Wir haben die weißen Ziegen so gerne“, flüstert der kleine Emir Naif. Ich erkundige mich, wie die Lehrer mit ihnen zufrieden. Aber das ist eine ganz verkehrte Frage von mir. Der kleine Emir Naif wird rot. Und auch der Emir Tajal möchte sich darüber nicht unterhalten. „Wir haben viel gelernt“, sagt er freundlich, aber abwinkend: „wir sind nun abgespannt ... auch unsere Lehrer sind müde ... wir wollen uns ein bisschen ausruhen“.

III.

Nun essen wir zu dritt im Zelte Hamid Pascha's, das heute mein Zelt ist. Hamid Pascha, der kleine türkische Nazief und ich. Schade, daß ich von den meisten Sachen nichts essen kann.

„s'ist kein Chaniser (Schweinefleisch)“, sagt Hamid Pascha. Doch das ändert's nicht. Der kleine Mohammed bringt weichgekochte Eier und eine Schale voll schöner Früchte. Der kleine türkische Nazief ist heute sehr vergnügt, denn Hamid Pascha hat ihm das schöne Fotografengestell geschenkt, das er sich schon lange gewünscht hat. Und Nazief hofft, daß Hamid Pascha ihm auch das hübsche arabische Pferdchen schenken wird. Wir erfahren nun, daß der Vater des Hamid Pascha in Konstantinopel eine tüchtige Frau für ihn gefunden

hat.

„Mein Vater hat die Türken sehr gerne ... ich werde damit einverstanden sein“, sagt Hamid Pascha.

„Warum auch nicht“, sagt der kleine Nazief, währenddem er ein schönes Stückchen Huhn wieder auf die Schüssel zurücklegt, um sich ein noch besseres auszusuchen: „die türkischen Frauen sind die „Nazief“, sagt Hamid Pascha: „hast du denn keinen Glauben? Fünf Frauen darf man nicht nehmen ... höchstens doch vier“.

„Das macht mir nichts aus, ich nehme fünf“, sagt der türkische Junge plötzlich bockbeinig.

„Nazief“, wiederholt der Pascha mit einer drohenden Stimme, die ich sonst noch nie bei ihm hörte: „hast Du denn keinen Glauben?“

„Vergebt mir, Hamid Pascha“, sagt der kleine Nazief zitternd: „ich werde ja nur vier nehmen“.

„Ich habt mir doch gedacht, Nazief“, sagt drauf der jüngste und tapferste General der

Araber: „der Glaube geht über Alles ... Allah ist groß“.

Der kleine, flinke Mohammed bringt Kaffee. Seine dunklen Augen überschauen die Situation. Was ist los? Haben der Pascha und Nazief sich gezankt? Und abends schenkt Hamid Pascha dem Nazief das kleine, schöne arabische Pferd, woran dessen Herz solange gehangen.

IV.

Bevor wir zum König gehen, möchte ich erst das Mittagsgebet sprechen. „Soll ich solange hinausgehen?“ fragt Hamid Pascha „Warum denn?“ frage ich zurück: sage mir nur wo Mekka liegt“.

Denn wer in Amsterdam weiß wo Mekka liegt, hat Jerusalem zur rechten Seite. Und der kleine Mohammed kommt wieder rein. Bringt große kupferne Kannen und Schüsseln mit warmem und kaltem Wasser. Und ein kleines kupfernes Känuchen mit duftendem Parfüm, womit Fingerspitzen und Lippen betupft werden. Der kleine Mohammed hat auch schon alle Kleider zurechtgelegt, die ich zum Besuch des Königs tragen werde. Er legt mir die weißseidene Kafie aufs Haupt und den silberdurchwirkten Achal darum. Und dann ist er seinem Herrn beim Anlegen der Uniform eines arabischen Generals behilflich.



„... Er legt mir die weißseidene Kalié aufs Haupt ...“

V.

In einem der Zelte, die Sidnah Abdullah an Gelaltu el Milk Feisul (S. M. König Feisul) abgetreten, finden wir viele Gäste, die mit dem König aus Mesopotamien hergekommen sind. Da ist z. B. Nachi Bey el Suedi, der Vesier el Adeliw (Justizminister). Mohammed Ruston Bey Haida, der Rais el Donan. Safud Pascha el Aruwe und Taschaien Bey. Auch der ehrwürdige Scheich Abdullah el Mudafie der aus Hedschas herbeikam, ist darunter. Und auch Medchel Pascha, der mutige Führer der Beni-Sacher. Gott, was für Gäste. Was man sich da all unterhalten muss! Ich fange mit dem ehrwürdigen Scheich Abdullah el Mudafie ein Gespräch an. Anscheinend kennt er Abdul Salaäm sehr gut. Und wir unterhalten uns über ihn. Über seine Tugenden: seine Weisheit, seine Frömmigkeit, seine Gastfreiheit. „Allah segne seine Söhne“, sagt der ehrwürdige Scheich. Seine Söhne? Unser Abdul Salaäm hat doch nur drei Töchter. Ein ängstlicher Verdacht steigt in mir auf. Und es ist merkwürdig, wie sich ängstliche Verdachte doch bewahrheiten. Der Abdul Salaäm, den der ehrwürdige Scheich Abdullah el Mudafie kennt, ist ein ganz anderer Abdul Salaäm.

„Maälaisch (Macht nichts)“, tröstet der ehrwürdige Scheich: „möge Allah Beide segnen ... und wir haben uns doch wenigstens gut unterhalten“.

VI.

Man erzählt uns auch, daß Sidna Feisul im Laufe der Woche die Zelte der Beni-Sacher aufsuchen wird. Das ist für Medchel Pascha eine große Ehre. Aber er hat es verdient, nach seinem tapferen Kampf gehgen die Wahabis in der Wüste El-Djuff und Kirjaht al Mileh.

„Die Beni Sahcen haben vor den Wahabis keine Angst“, sagt Medchel Pascha, sich auf sein großes Schwert stützend: „wir haben die Wahabis geschlagen. Und wenn sie wieder kommen, dann werden die Beni Sacher sie wieder besiegen“.

Wenn ich Lust habe, könnte ich mal ganz ruhig mit den Beni Sacher mitziehen, Medchel Pascha will mir dann ein Kamel geben, ein Gewehr und ein Schwert, Und ich kann dann neben seinem Sohn, der Sultan heißt mitreiten.

Medchel Pascha erkundigt sich nun auch nach dem Stamm der Zachjunien (Zionisten), über den in letzter Zeit ja soviel gesprochen wird. Sind es tapfere Krieger? Führen sie Waffen mit sich? Woher kommen sie eigentlich? Sind's Moslems?

„Die Zachjunien“, sagt Hamid Pascha, der doch schon in Konstantinopel gewesen ist: „sind keine Moslems, sondern Juden ... aber schlechte Juden. Sie essen Chansier (Schweinfleisch). Rauchen Zigarren am Sabbat. Ihre Frauen tragen keine Haarverhüllung und laufen mit unbedecktem Haupt durch die Straßen ... sie glauben nicht an Allah“.

„Sie glauben nicht an Allah?“, sagt Medchel Pascha ganz erschüttert: „wie ist denn das möglich? wie kann das denn möglich sein?“

Und nachdenklich schweigend lehnt er sich an sein Schwert. Dann sagt er dumpf drohend: „Wenn diese Menschen ins Land der Beni Sacher kommen, dann werden die Beni Sacher auch sie schlagen“.

Hamid Pascha wird wieder gutmütig. „Medchel, mein Bruder“, sagt er: „sorge Dich nicht, die kommen nicht ins Land der Beni Sacher. Die wohnen in El Kuds und in Tel Aviv ... baden im Meer ... Männer und Frauen ... alle zusammen“

Medchel Pascha, über den Stamm der Zachjunien nun etwas beruhigt, versichert uns, er habe nie so hübsche Ziegen gesehen, wie die von uns kürzlich an Emir Talal und Emir Naif geschenkten. Ach, es ist heute für Medchel Pascha ein schwerer Tag. Denn nun hört er noch, daß in dem Lande, aus

dem die Ziegen stammen, keine Beduinen sind, auch keine Moslems und auch keine Kamele. Kein König und keine Emirs herrschen dort, wohl aber eine Königin. Die ist sehr klug. In diesem Lande aber seien Käbe, die mehr als fünfzehn Rottel Milch täglich geben. Er erfährt auch, daß der Mann der Königin kein König ist. Er stützt sich wuchtig auf sein Schwert. Und währenddem Medchel Pascha tiefsinng über die Wunder des Staatsrechts des Königreichs der Niederlande nachdenkt, ist ein kleiner arabische Offizier hereingekommen. Der König ertwartet uns.

c) Der König von Bagdad.

Seine Majestät König Feisul erwartet uns im großen Zelte, das sonst für die Ratsversammlungen der transjordanischen Regierung benutzt wird. Ich denke so für mich: Wie interessant müßte es doch eigentlich sein, die Mittel zu kennen, mit denen wir Raum und Zeit messen. Aber Raum und Zeit sind ja unmenschlich, objektiv, kalt. Wir sagen: „Die Entfernung zwischen Amsterdam

und Haarlem ist achtzehn Kilometer“. Das ist genauso deutlich, als wenn man sagt: „Die Erde dreht sich in vierundzwanzig Stunden um ihre Achse“. Denn gefühlsmäßig gesprochen, ist die Entfernung zwischen Amsterdam und Haarlem der Blumenstadt für jedermann natürlich verschieden. Sag nicht: wir leben in Zeit und Raum. Ich lebe in der Gefühlsregung. — Und der Abstand zwischen dem Eingang des Zeltes und dem Throne des Königs war viele größer, als die paar blöden Meterlängen. Natürlich ist der gefühlsmäßige Abstand nie der gleiche. Für die mit Gefühl rechnende Seele gibt es weder Zeit noch Raum. Ja, aber der Vogel fliegt doch da oben in der Luft. Aber ein Vogel ist auch kein Dichter.

II.

Ich denke an die Abendschule meines Vaters zurück. Jeden Abend hatten wir Stunde. Und alle Schüler, aus sechs Klassen, saßen da auf drei Bänke verteilt.

Denk doch mal an einen König. Denk mal an das Wort König. Ich kann natürlich ganz gut beweisen, daß das Königthum nicht nötig und ein König auch nur ein Mensch ist. Aber ich war jahrelang Schüler in meines Vaters Schule, mit den sechs Klassen auf drei Bänke verteilt. Wir lernten neunzehn Könige von Israel und neunzehn Könige von Juda auswendig. Mag einer wissen: Wieso ich die Namen der Könige von Israel stets leichter gelernt habe. Wir lernten auch, welchen Segensspruch wir beim Anblick eines Königs zu sagen haben. Was bedeutet da das sechbändige Werk von Quack, brochiert oder gebunden, gegenüber dieser Gefühlsbewegung. Komm mir nicht mit Zeit, Raum und Abstand. Ich antworte mit Emotion. Übrigens, mach wie du willst. Wir verstehen uns doch nicht.

Während ich vom Eingang des Zelts aus auf den König zuging, habe ich diese Sachen viel ausführlicher überdacht. Und da willst du noch behaupten, daß wir in Raum und Zeit leben? Die Entfernung, glaube ich war etwa zwölf, dreizehn Meter. Und als ich auf den König zuging sagte „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, König des Alls, der von Seiner Ehre an Fleisch und Blut gibt“. Und gleichzeitig habe ich mit bekanntem Scharfsinn mich gefragt ob man diesen Segensspruch auch auf einen Emir anwenden kann.

III.

Der König erhebt sich sich. Hamid Pascha stellt vor: „Dies ist der Freund von

Sidna Abdulla, worüber Sidna mit Eurer Majestät gesprochen haben“. —— Der König sagt; „Ahlan washalan“. Hamid Pascha verläßt den Raum. Der König sagt mir, ich könne die Fragen ganz nach meinem Belieben stellen.

Zuerst frage ich, warum er nach Transjordanien gekommen sei. „Um meinen älteren Bruder, den Emir Abdullah zu sehen ... wer wird sich nicht freuen, nach sechs Jahren seinen älteren Bruder wieder zu sehen ... und inzwischen ist ja viel geschehen“.

Ich frage, wie es im Irak aussehe. „Ruhig“, sagt der König: „ganz ruhig. Der ökonomische Zustand ist nicht zum Besten, aber auch nicht schlimmer wie anderswo. Die Datteln sind zu billig. Und das Hinterland des Irak blüht noch nicht recht auf“.

Und die arabische Föderation?

„Wenn die historische Entwicklung sie erfordert, wird sie kommen. Und wenn Sie nicht nötig sein soll, wer sollte sie dann herbeiwünschen? Die Unterhandlungen mit England führt König Hussein von Mekka. Und paßt es da dem König Feisul, sich hineinzumischen?“ „Ich bin der König von Irak“, sagt der sanfte König mit Nachdruck; „und das Wohlergehen des Irak geht darum mir am nächsten. Ich bin auch der Sohn des Sherif von Mekka ... ein arabischer König, doch kommt die arabische Föderation für mich erst an zweiter Stelle“.

Und die jüdische Frage? Und die palästinesische Frage?

„Ya Achie“, (mein Bruder) sagt der König von Irak: „für mich gibt es keine jüdische Frage. Bagdad ist meine Residenz. Und haben vor Jahrhunderten Juden und Araber nicht schon in Freundschaft in Bagdad gelebt? So will ich es weiter auch. Mein Finanzminister ist ein Jude, Herr Sassoon, ... in allen Ministerien können Sie bei mir Juden finden ...“

Und die zionistische Aufgabe?

„Mein Bruder“, antwortet der König: „ich bin der König des Irak ... und siebenhundert Meilen ist der Irak von Palästina entfernt. Außerdem ist die Politik bei uns verteilt. Mein Vater und mein Bruder Ali führen die allgemeine arabische Politik. Ich bin der König des Irak. Und mein älterer Bruder Abdulla, der Sie schätzt, hat mit den Ländern des Westens sich zu beschäftigen: Syrien, Palästina ... Transjordanien“

Sidna Abdulla wünscht mich zu sprechen. Wie ich komme, spricht er noch gerade sein Mittagsgebet. Warten wir deshalb einen Augenblick. Sidna Abdulla sieht Sidna Feisul nicht ähnlich. Er ist klein und kräftig gebaut. Seine Stimme ist energischer. Er spricht in kurzen, abgehackten Sätzen und klug ist er außerdem auch. Zu Ehren seines Bruders Feisul hat er heute Obergewand aus blaugerippter Seide an. Ein weißes Kopftuch mit goldenem Band. Und zierliche, rote Schuhe. „Ahlan washalan“, sagt der Emir, sobald ich in sein Zelt eintrete. Der Emir Schakir, Medchel Pascha, Hamid Pascha und Dr. Tuferik erheben sich. Ich zähle nicht mir.

„Ich bin glücklich, Sie wieder hier zu sehen“, sagt der Emir: „es sind stets schöne Tage, wenn Sie kommen . . . ahlan washalan“,

„Ahlan washalan“, sagen nun auch alle Gäste. Und nun wird Kaffee herumgereicht. Tiefschwarz und sehr süß. Und wir sprechen ein paar freundliche Worte. „Ahlan washalan“, wiederholt der Emir noch einmal. —

Aber plötzlich schaut der Emir auf: „Mein Bruder Feisul“, sagt er. Und da tritt auch schon der König ein. Ein Gegenbesuch? Oder fürchtet der vorsichtige König, der Emir könnte zu scharf sprechen? Der König und der Emir setzen sich und wir uns ihnen gegenüber.

„Ein jüdisches Palästina? Wer soll so etwas je sehen?“ sagt der Emir bestimmt. Will England denn das noch? Lord Milner ... Lloyd George ... Sir Martin Conway, ist da noch einer der den Ausspruch des Dr. Weizmann übernimmt: „Palästina so jüdisch, wie England englisch ist?“

„Er hat das nicht so schlimm gemeint“, fällt der sanfte König ein: „er hat das für die Propaganda sagen müssen“.

„Gefährliche Worte“, sagt der Emir: „ich kann Ihnen nur sagen: ich sehe kein jüdisches Palästina. Solange die Engländer in Palästina sind, wird die Politik englisch sein. Und sobald England das Land verlässt, ist das Land arabisch. Es ist seit Jahrhunderten ein arabisches Land. Seit Jahrhunderten“.

„Ja“, sage ich: „aber das war doch die Idee: England als Mandatarmacht sollte den Juden helfen, eine wirtschaftlich gesunde Niederlassung zu schaffen, und danach die Verwaltung den Bewohnern des Landes übergeben. Das ist der Gedanke des Mandats“.

„Gedanken sind noch lange keine Taten“, sagt Sidna Abdullah: „ich sehe

keine jüdische Mehrheit in Palästina ... und dann ringsum arabische Länder. Ihr könnt in Palästina ohne Friede, ich meine wirklichen Frieden mit dem großarabischen Gedanken nicht leben. Überall Mißtrauen. Und denken Sie, daß, wenn Dr. Weizmann sagt, daß die Juden in Palästina keine politischen Vorrechte wollen, die Araber ihm das glauben? Und wenn ich sage, daß eine konstitutionelle Regierung in Palästina den Juden kein Unrecht tun wird, glauben es die Zionisten mir denn? Mein Land ist den Juden offen. Und auch das Land meines Bruders ist den Juden offen. Alle arabischen Länder. Aber eine Voraussetzung: keine besonderen politischen Rechte. Auch nicht in Palästina. Ihr habt die Wahl: Friede und Freundschaft mit allen arabischen Völkern, oder etwas Unmöglichem in Palästina nachjagen. Ich bin für eine jüdisch-arabische Zusammenarbeit auf dem Boden der Gleichberechtigung in allen arabischen Ländern ... Palästina inbegriffen. Wenn die Zionisten das nicht können oder nicht wollen, laßts dann die anderen, von Agudas Jisroel tun ... Verräter? Ja, wer sich fürchtet ... Verräter ... ein großes Wort“.

Sidna Abdullah hat schnell gesprochen. Die letzten Worte kurz und bestimmt. Der König von Bagdad hat sanft mit zugehört und geschwiegen. Weil ja der Irak von Palästina immerhin siebenhundert Meilen entfernt liegt.

25.

Wie schön ist doch der fünfundzwanzigste, wenn man am vierundzwanzigsten nicht ermordet worden ist. Übrigens der Brief ist sicherlich nicht Schuld daran! Denn der lautete:

„De Haan! Ich teile Ihnen folgendes mit: Falls Sie unser Land nicht bis zum vierundzwanzigsten dieses Monats verlassen, werden Sie wie ein toller Hund niedergeknallt werden. Alle Ihre Bemühungen, den Schreiber dieser Zeilen habhaft zu werden, sind nutzlos. Nutzlos werden auch alle Ihre Bemühungen sein, sich gegen uns zu schützen. Und wenn Sie sich sogar mit Polizeibeamten und Detektiven umgeben, werden wir Sie trotzdem zu treffen wissen, um das heilige Gebot zu erfüllen: Und Ihr solltet das Böse aus Eurer Mitte hinwegräumen!

Denkt daran und vergeßt nicht den vierundzwanzigsten! Denkt an diesen Tag!
Die schwarze Hand.“

Und dieser liebenswürdige und wohlgemeinte Brief ist natürlich im Hebräischen, der Sprache unserer nationalen Wiedergeburt geschrieben. Natürlich sind auch keine Sprachfehler darin. Und ein Stil ists, dessen Schönheit ich im holländischen, das noch nicht wiedergeboren ist, nicht wiedergeben kann. Und das Kuvert ist ein amtliches, mit den schönen großen Worten: „On His Majestys Service“. Allah ist groß. — — —

II.

Was ist unter diesen Umständen wohl besseres zu tun, als diesen Brief unserem jüdischen Geheimagenten zu übergeben, (der, unter uns gesagt, jedoch zu dick ist um geheim zu bleiben). Jeder kennt ihn und die wiedergeborenen Spötter sagen, daß er alles sieht, nur nicht seinen Kopf und sein Füße. Ein ernster Fall. Natürlich darf man sich nicht Angst machen lassen. Doch man kann nie wissen. Und man muß sehr vorsichtig sein. Das Kuvert von Seiner Majestät? Eine Beleidigung! — Er will Rapport machen.

Am Mittag kommt ein außerordentlich netter junger jüdischer Beamter, der die Sprache der Wiedergeburt spricht. Er ist noch jung, doch sehr ernst. Ich soll nur vorsichtig sein. Die Schwarze Hand sei eine mächtige Gesellschaft. Er untersucht mein Gartenhäuschen von Grund bis Boden. Ja, das Haus ist wie geschaffen für einen zum Tod Verurteilten. Auf drei Seiten Fenster. Und

eine dünne Türe. „Sie müssen bedenken“, sagt der verständige Gesetzesdiener: „sie haben überall ihre Spione ... vielleicht kommen sie nachts ... sie werden das Feuer auf Ihre Bettstelle konzentrieren ... wenn ich Ihnen raten darf, schlafen Sie unter dem Bett“.

Ob ich übrigens den Schutz eines Polizeibeamten wünsche? Ob ich die Erlaubnis zum Tragen eines Revolvers haben möchte? Ja, ja: eine Woche bevor man totgeschossen wird, ist die Regierung sehr freundlich. Vielleicht ist es doch richtiger das Land zu verlassen. „Zeitweise wenigstens“, meint der Beamte: „Es ist eine mächtige Gesellschaft, Und man kann nicht wissen.“

III.

Was zwei Detektive wissen kann nicht unbekannt bleiben. Jerusalem weiß, daß man mir mein Todesurteil nach Hause geschickt hat. Das Leben wird nun sehr wichtig. Menschen, die für mich viel zu wiedergeboren sind, sprechen mich auf der Straße an: „Ist es denn wirklich wahr? ... Hat man Ihnen den Brief nach Hause geschickt? ... Kann man den Brief mal lesen?“

„Ja“, sage ich, dem Tode nahe: „es ist wirklich wahr ... man hat mir das Todesurteil geschickt ... nein, den Brief kann ich Ihnen nicht zeigen ... der liegt bei der Polizei. Aber verlangen Sie dort den Brief, ich werde Ihnen eine Empfehlung mitgeben, denn ich bin dort jetzt sehr gut angeschrieben.“

Viele kluge Menschen raten, mir, dem billigen Verlangen der Schwarzen Hand doch nachzugeben. Aber ich will nicht.

Wie wunderlich die Zeit doch ist! Wenn ich abends nicht in eine Versammlung gehen will, sage ich einfach: „Na, glauben Sie denn, ich werde abends ausgehen? Nicht mal. eine Lampe stecke ich an ... wenn es dunkel wird verkrieche ich mich unter meinem Sofa ... denn vielleicht kommen sie in der Nacht und konzentrieren das Feuer auf die Bettstelle ...“

Es gibt auch Leute, die mich ermutigen wollen. „Dummheit“, sagen sie: „die schwarze Hand? ... es gibt keine schwarze Hand, lassen Sie sich mal nur nicht bange machen.“ Diese Menschen hasse ich. Mißgönnen Sie mir, daß ich mein Todesurteil geschickt bekommen habe? Und daß ich am vierundzwanzigsten totgeschossen werde? Ist das Leben nicht schon unwichtig genug? Ich hasse sie.

IV.

Ja, es sind große Tage! Jemand besucht mich und teilt mir streng vertraulich mit, sein Neffe habe gehört, wie der Bote der Darlehenskasse, als ich gerade vorbeiging, sagte: „Paß nur auf, paß auf!“ Ob ich denn nicht dächte, daß zwischen der Darlehensbank und der Schwarzen Hand irgendwie geheime Beziehungen beständen? „Gehen Sie zur Polizei“, sage ich schaudernd. Am Nachmittag kommt der jüdische Polizist wieder zu mir. Nein, die Polizei hat den Schreiber des Briefes noch nicht gefaßt. Auch das Hauptquartier der Schwarzen Hand ist noch unsichtbar. Aber schließlich, wenn ich ein Revolver tragen will, wird man mir den Erlaubnisschein senden. Und wenn ich höre, daß mir jemand Drohworte nachruft, soll ich es sofort anzeigen. Man wird ihn dann sofort einstecken.

Am späten Nachmittag ehe es Zeit ist um dunter das Sofa zu kriechen, gehe ich in der Jaifastraße spazieren. Wie schön ist doch die Welt! Der weiche Mittagswind und die Luft voll feingewebtem Hauch. Die Geschäfte schließen. Die Arbeit ist fertig. Und die Leute gehen Spazieren. Aber was sind sie? Und wer sind sie? Wenn ich zur Polizei gehe und sage, sie hätten mir Drohworte nachgeruien, werden sie alle eingesteckt und die Gefängniszellen von Jerusalem werden sich füllen. Ich könnte auch einen Revolver nehmen und sie alle niederschießen. Das Leben ist wahrhaftig großartig. Warum nicht?

V.

Wir haben den zwanzigsten. Vier Tage vor dem Tode. Oder werde ich am vierundzwanzigsten nicht sterben? Unsicherheit. Zwischen dem Heute und der Zukunft ist eiserner Vorhang. —

Am Nachmittag erhalte ich wieder einen Brief von der Schwarzen Hand. Den zweiten.

Sie haben gehört, ich hätte meinen Paß immer noch nicht verlangt. Ich solle nur nicht glauben, sie würden Gnade vor Recht ergehen lassen. Am vierundzwanzigsten!!

Ich fühle, daß der Tod mir nahe ist. Und daß ich in meiner Todesangst nichts besseres tun kann, als zur Polizei zu gehen. Ja, wir durchleben ernste Zeiten. Ob ich schon gehört habe, daß auch einer der jüdischen Architekten

ein Todesurteil erhalten habe? Er weigerte sich, einen Kontrakt mit der Verpflichtung, Arbeit ausschließlich an Mitglieder der sozialistischen Arbeiterorganisation zu geben, zu unterzeichnen. Er war aber gescheit genug, um zu wissen, daß ein Tag nach Unterzeichnung eines solchen Kontrakts Streik ausbrechen würde, ohne Aussicht auf Ersatz. Deshalb nahm er asiatische Juden, die noch nicht bis zum Bewußtsein der vierten Internationale vorgedrungen sind. Und die lieber arbeiten, als streiken. Für so einen Architekten ist aber in Palästina kein Platz. „Von der Schwarzen Hand“, frage ich zitternd? „Nein“, sagt der Polizeioffizier: „von dem hungernden Chalutz“.

VI.

Wie merkwürdig ist doch der dreiundzwanzigste, wenn man am vierundzwanzigsten totgeschossen werden soll. An den fünfundzwanzigsten darf ich gar nicht denken. Tot und begraben. Alles bleibt dann in meinem Zimmer wie es war und ich komme nicht. Denn ich bin tot. Aber wenn ich nicht weiß, daß ich tot bin, bin ich auch nicht tot. Denn habe ich das ewige Leben. Aber, wenn ich das auch nicht weiß? Ja, das sind große und tief Gedanken, über die viel zu schreiben wäre. Aber was nützt das einen Tag vor meinem Tode? Besser ist es schon ruhig mal abzuwarten und nach meinem Tode mit den Spiritisten darüber sich zu unterhalten. Ob das geht?

Der dreiundzwanzigste. Ja, die Schwarze Hand hat lange Finger und ich werde ihr wohl nicht entschnappen. Mir ist vor Angst ganz gruselig. Denn ich bin etwas feig veranlagt. Und mein Herz — o, wie mein Herz heftig pocht. Ich hebe ein Kalenderblatt auf, um zu sehen wie die Ziffer 24 aussieht. Ich habe das bis heute gar nicht so gefühlt. Und nun ist es für eine Versöhnung zu spät.

Und ist's schließlich nötig? Ich will's dem Vogel Strauß lieber nachmachen und das Blatt am Kalender lassen. Ja, ich will vom dreiundzwanzigsten auf den fünfundzwanzigsten springen. Wenn man das Blatt vom Kalender nicht abreißt, besteht der nächste Tag nicht. Und das Jahr bleibt stehn. Dumm, daß ich nicht früher auf diesen guten Gedanken gekommen bin. Laß mal die Schwarze Hand oder den Hungernden Chalutz etwas dagegen tun.

VII.

Ich habe die letzte Nacht ruhig im Bett geschlafen. Ich träumte von unserer kleinen Stadt, Herbstschein, und wir waren seelig Kinder unserer guten Mutter. Alle glücklich. —— Die Fenster stehen auf. Die Tür. Und der Wind, noch nicht von der Sonne verbrannt, weht durch die Morgenweite. Für mich existiert kein vierundzwanzigster.

Der freundliche Detektiv kommt wieder. Wir unterhalten uns hebräisch, noch immer die Sprache unserer nationalen Wiedergeburt. Er sagt, ich solle keine Angst haben. Man wird mich den ganzen Tag bewachen. Ich soll ihm nur sagen, wohin ich heute überall gehen möchte. Ich könnte ihm natürlich sagen, daß der vierundzwanzigste für mich nicht besteht. Aber er wird es nicht begreifen, weil es so einfach ist. Der Beamte hat es heute sehr eilig gehabt. Denn das Leben in Jerusalem wird immer interessanter. Bis vor kurzem konnten wir immerhin sagen, daß unter den Chaluzim, trotz Allem, keine Räuber sind. Nun, heute wissen wir es besser. Vier Chaluzim haben gestern einen alten jüdischen Kaufmann auf dem Nachhauseweg überfallen, halb erwürgt und ganz beraubt. Sie sind entkommen. Aber einer hat bei diesem nationalen Streit seinen Hut liegen lassen. Und es besteht Hoffnung, daß er gefaßt wird. Wir schreiten rüstig vorwärts.

Nun höre ich auch, daß in der Stadt geschriebene Plakate angeklebt sind, daß jeder der an Araber Arbeit gibt, ein Verräter ist, den man sofort aus dem Weg räumen muß: Hebräische Plakate und von der Schwarzen Hand und dem Hungernden Chalutz unterzeichnet ...

VIII.

Und heute? Ach, —— wie herrlich ist doch der fünfundzwanzigste, wenn man am vierundzwanzigsten nicht ermordet wurde. Ich bin heute früh aufgestanden und habe vom Kalender zwei Blättchen heruntergerissen. Wie schön doch die Ziffer 25 dasteht. Und ich bin nicht tot. Ich glaube bestimmt, dass ich nicht tot bin. Mein neuer Freund Leo ist heute angekommen. Wenn er Geld bekommt, will er eine große Reise machen. Über Damaskus, Bagdad, Teheran, Erzerum und Angora nach Konstantinopel. Er will dann große Reiseberichte an alle großen Blätter Europas senden. Der ganze Reiseplan ist schon fertig,

bis auf das Geld und den Beziehungen zu den Zeitungen. In Erwartung dieser Dinge logiert er nun bei einem tauben Onkel, der durch harte Arbeit sein Stück Brot verdient.

„Man muß sich um Geld keine Sorge machen“, sagt Leo freundlich: „ich bin ohne Geld immer noch durchgekommen. Mein Onkel ist ein guter Mensch, aber bürgerlich, furchtbar bürgerlich ... Für ein Pfund läuft er von hier nach Jaffa ... ich mach' mir gar nichts aus Geld.“

Srur kommt vom Markt. Er hat volle, schöne Mischnisch (Aprikosen) mitgebracht. Schade, daß wir kein Eis haben, sagt Leo besorgt. Wir könnten dann die Aprikosen in Eiswasser kühlen und kalt essen. —— Der ganze Reiseplan ist fertig bis auf das Geld und die Zeitungen.

Heute ist's wie immer. Vielleicht etwas freundlicher. Was wäre gewesen, wenn man mich gestern totgeschossen hätte? Was hätten wohl dann die amerikanischen Zeitungen geschrieben? Hätte man im englischen Parlament interpelliert? Aber das Leben ist gar nicht so großartig. Und auf meinem Kalender steht heute seelenruhig:

25.

DRUCK: HERMON A.-G.. FRANKFURT AM MAIN